



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Das weibliche akademische Subjekt? Re-Konstruktionen
zu Biographien von Wissenschaftlerinnen*“

verfasst von / submitted by

Jacqueline Hackl, BEd

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, Oktober 2018 / Vienna, October 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 848

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Bildungswissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dipl.-Psych. Dr. Bettina Dausien

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich noch einigen Personen danken, die jeweils auf ihre Weise zum Entstehungsprozess dieser Arbeit beigetragen haben.

Danke an Michi und Beccy, die mir die ganze Zeit mit so vielem zur Seite gestanden sind, sei es aufmunternde Worte zu finden, sich um Sophia zu kümmern, einen Weg zum Weitermachen mit mir zu suchen und vieles mehr. Außerdem auch ein Danke an die anderen lieben Menschen, die mit mir zusammenleben und diese Zeit mit mir durchgemacht haben.

Meinen Eltern und meiner Oma danke ich für ihre Unterstützung.

Danke an Rosemarie Ortner, die mir die Möglichkeit gegeben hat, ein wunderbares Wissenschaftspraktikum bei ihr zu absolvieren. Ich habe dabei vieles kennengelernt, unter anderem auch die Arbeitsweise im Team von Bettina Dausien, die mich beeindruckt hat. Diese Zeit hat ganz viel für mich eröffnet und mich empowert. Danke auch an Irini Siouti, die mich gelehrt hat, sich nicht abbringen zu lassen, die Augen offen zu halten nach Möglichkeiten und aktiv nachzufragen. An Martina Enzendorfer und Nadja Thoma, die mir ebenfalls an verschiedenen Stellen immer wieder beratend und ermutigend zur Seite standen.

Besonderer Dank an Bettina Dausien, die mich schon in meinem ersten Semester an der Universität Wien beeindruckt hat mit ihrer Lehrveranstaltung: ihrer Expertise, ihrer Begeisterung und ihrem Willen auch in einer Massenlehrveranstaltung einiges an Feedback/Austausch zur Verfügung zu stellen. Auch auf dem weiteren Weg konnte ich viel von ihr lernen, auf so vielfältige Art und Weise, und wurde ebenso vielfältig begleitet, ermuntert, beraten, erinnert, inspiriert im Schreiben dieser Arbeit.

Ihr ist es auch zu verdanken, dass ich an der Forschungswerkstatt am Institut für Bildungswissenschaft teilnehmen konnte. Die Arbeit im Rahmen dieser Forschungswerkstatt, der Austausch mit den Werkstattmitgliedern, hat meinen Blick erweitert und mir geholfen, Unzulänglichkeiten zu korrigieren. Mein Dank gilt somit auch der Forschungswerkstattgruppe und der kleineren Interpretationsgruppe, die aus dieser heraus entstanden ist.

Bedanken möchte ich mich weiters bei allen Gegenleser_innen für die Zeit und die Vorschläge, die sie in die vorliegende Arbeit eingebracht haben, insbesondere bei Marita Haas, Lisa Auzinger, Michael Doblmaier und Jakob Rieder.

Schließlich gilt mein Dank natürlich auch den Wissenschaftlerinnen*, welche bereit waren, mir ihre Lebensgeschichten zu erzählen.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	3
Einleitung	5
1. Forschungsstand und Aufriss des Forschungsvorhabens	9
1.1. Vor welchem Hintergrund eine feministisch-kritische Studie für nötig befunden wird	9
1.2. Forschungsfragen und -perspektive	17
2. Wissenschaft und Geschlecht	19
2.1. Wissenschaft als soziales Feld	19
2.2. Subjekttheorie Judith Butlers: Subjektivierung und Geschlecht	20
3. Theoretische und methodologische Grundlegung	23
3.1. Interpretative Sozialforschung als Rahmen(konzept)	23
3.2. Biographie und Biographieforschung: Theorie, Methodologie	26
3.3. Forschungsperspektive.....	28
3.4. Biographische Erzählungen als Konstruktionen	29
3.5. Prozessualität und Perspektive	33
3.6. Biographieforschung und Geschlecht.....	34
3.7. Zusammenfassende Begründung der Forschungsperspektive	39
4. Methodisches Vorgehen.....	43
4.1. Zum Material	43
4.2. Transkription und Anonymisierung	44
4.3. Auswertungsschritte	45
4.4. Kodieren	48
4.5. Arbeit mit Ankerfall und Kernstellen.....	50
5. Darstellung der Interpretationen der Studie	52
5.1. ‚Ankerfall‘ Emilia Wolle.....	52
5.2. Reflexion zum Interview	52
5.2.1. Vorausgehende Kommunikation	53
5.2.2. Gesprächsatmosphäre	54
5.2.3. Einstieg ins Interview	54
5.3. Zur Arbeit an den Dimensionen und Hypothesen	55
5.4. Geschlechterrollen/Frauenrollen – Fallstudie Emilia Wolle	57
5.4.1. Anfangssequenz.....	57
5.4.2. ‚Schwester eigene Faust‘	60
5.4.3. Erststudium.....	63
5.4.4. Studienzeit in den USA	68
5.4.5. Mentor und Mentorin	76
5.4.6. Probleme mit Abteilungsleiter und Umgang damit – Handlungsstrategie....	77
5.4.7. Zwei Frauenrollen	79
5.4.8. Die Probleme mit dem Abteilungsleiter wirken fort	90
5.4.9. Umbruch und Strategie	94
5.4.10. Zu Wissenschaft und Zusammenarbeit - aus dem Nachfrageteil	98
5.5. Zu einer ‚Strategie‘ der Erzählerin	100
6. Zusammenführung und Verdichtung der Interpretationen	100
6.1. Zusammenführung zu Emilia Wolle zu den Dimensionen Geschlechterrollen und Beziehungen/Solidarität.....	101
6.2. Exemplarische Anwendung auf den Fall Tina Stein.....	110
6.2.1. Geschlechterrollen und Familienerfahrung	111
6.2.2. „peu a peu im Grunde genommen in die Wissenschaft“	114
6.2.3. Unterstützungsperson.....	116
7. Ergebnisse der Arbeit.....	120
7.1. Dimensionen zur Analyse von Biographien von Wissenschaftlerinnen*	120
7.2. Conclusio	121

Literaturverzeichnis	124
Anhang	128
Abstract	128
Transkriptionsnotation.....	130

Einleitung

Verschiedene wissenschaftliche Studien und amtliche Statistiken verweisen auf Unterrepräsentanz von Frauen* in der Wissenschaft, Chancenungleichheiten und einen ‚Drop-Out‘ (zusammenfassend dazu z.B. Engels, 2015) – näheres dazu wird im ersten Kapitel der vorliegenden Masterarbeit dargelegt, in dem ein Überblick über den Forschungsstand zum Thema versucht wird.

Susanne Maurer stellt 2009 in ihrer Forschungsnotiz „Das weibliche akademische Subjekt“ einige Fragen, und weist damit auf eine Forschungslücke hin:

„Wie sich ‚weibliche Subjekte‘ im Feld des Akademischen [...] situieren konnten, welche Strategien der Teilhabe sie vor dem Hintergrund ihres ‚systematischen Ausschlusses‘ entwickelten und wie sie ‚das Akademische‘ selbst reflektierten? [...] Feministisch-kritische Studien, die vor diesem Hintergrund die unterschiedlichen Versuche, sich als ‚denkende Frau‘ zu entwerfen und auch zu autorisieren, (werk-)biographisch rekonstruieren und in einer machtanalytischen Perspektive mit diskurs- und bewegungsgeschichtlichen Kontexten verknüpfen, stehen noch weitgehend aus.“ (Maurer 2009, 130)

Diese Forschungslücke soll Ausgangspunkt der Masterarbeit sein, von welchem aus eine spezifische Fragestellung erarbeitet wurde. Die Arbeit von Susanne Maurer ist somit für die Richtung der Masterarbeit prägend. Gegenstand der Arbeit werden Biographien von Wissenschaftlerinnen* sein, die Rekonstruktion der Subjektbildungsprozesse als Wissenschaftlerinnen* unter macht- und gendersensibler Perspektive mit besonderem Blick auf Geschlechterkonstruktionen.

Die Arbeit verortet sich damit in der bildungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Diese hat sich in den letzten Jahrzehnten etabliert. Im ersten Jahrbuch der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, welches 2005 erschien, wird die Zielsetzung für diese beschrieben: Aus der Geschlechterforschung sollen Kritiken, Einsprüche und Anregungen an die Disziplin formuliert werden. Des Weiteren soll ein Beitrag geleistet werden, dass „die Geschlechterperspektive weder als scheinbar privates Spezialinteresse einiger Wissenschaftlerinnen* an den Rand geschoben wird, noch aber bei der Übernahme in die allgemeinen Diskurse der Erziehungswissenschaft allzu sehr domestiziert und neutralisiert wird.“ (Andresen, et al. 2005, 10)

Im Fokus des Forschungsvorhabens stehen Subjektbildungsprozesse und damit verbundene Geschlechterkonstruktionen in Lebensgeschichten von Wissenschaftlerinnen*. Mein Erkenntnisinteresse richtet sich auf die Herausarbeitung von Dimensionen, die sich in der Analyse dieser Prozesse und Konstruktionen als bedeutsam abzeichnen.

Folgende Fragen wurden im Sinne forschungsleitender Aufmerksamkeitsrichtungen formuliert:

Wie positionieren/entwerfen sich Wissenschaftlerinnen*?

- Welche Bezugnahmen auf Wissenschaft(lichkeit) und Gender finden sich in ihren Biographien?
- Welche Anrufungen (nach Butler) können herausgearbeitet werden? Wie wurde darauf reagiert?
- Welche Geschlechterkonstruktionen werden thematisiert, wie werden Geschlechterkonstruktion und -normen reproduziert, verschoben oder anders verarbeitet?
- (Wie) thematisieren sie (Selbst- und) Fremdpositionierungen und Zuschreibungen (geschlechtliche/wissenschaftliche) und (wie) greifen sie diese auf?

Methodologisch orientiert sich die Arbeit an abduktiver Forschungslogik, ist angelehnt an Grounded Theory Methodologie und umgesetzt mit Hilfe einer biographieanalytischen Methode (Dausien 1996). Als Material wurden biographisch-narrative Interviews mit Wissenschaftlerinnen* in der Post-Doc-Phase¹ erhoben.

Wie es zu diesen Fragen kam, und warum diese methodologische Orientierung gewählt wurde, soll in den nächsten Kapiteln nachvollziehbar werden. Dazu dient folgender Aufbau der Arbeit:

Zunächst wird im ersten Kapitel ein Überblick über den Forschungsstand skizziert, wodurch auch ersichtlich werden soll, vor welchem Hintergrund eine feministisch-kritische Studie für nötig befunden wird und an welchen anknüpfend das Forschungsvorhaben dieser Studie umrissen wird. Hier erfolgt also eine erste Klärung der Forschungsfragen und der Forschungsperspektive.

¹ Konkret eingegrenzt bedeutet das, dass die Wissenschaftlerinnen* das Doktorat abgeschlossen haben und (noch) keine volle Professur innehaben. Genaueres zur Auswahl findet sich an späterer Stelle in dieser Arbeit.

Im zweiten Kapitel wird die Frage aufgegriffen, wie Wissenschaft und Geschlecht in dieser Arbeit gefasst werden, dazu wird kurz in das Verständnis von Wissenschaft als soziales Feld eingeführt, wie auch in die Subjekttheorie Judith Butlers, von welcher die Forschungsperspektive der vorliegenden Arbeit beeinflusst wurde. Mit der Subjekttheorie Judith Butlers wird also die Perspektive auf Subjektivierung und Geschlecht nachgezeichnet.

Im dritten Kapitel wird schließlich eine theoretische und methodologische Grundlegung dargelegt, die über die interpretative Sozialforschung, über die Biographieforschung, zu verschiedenen Schlüsselkonzepten dieser und zu Verbindungslinien zwischen Biographiekonzept und Geschlechterforschung führt. Im letzten Teil dieses Kapitels wird schließlich zusammenführend eine Begründung der Forschungsperspektive versucht.

Danach wird im vierten Kapitel das methodische Vorgehen beschrieben, das für diese Arbeit gewählt wurde.

Die Darstellung der Interpretationen der Studie folgen im fünften Kapitel, wobei am ‚Ankerfall‘ Emilia Wollé gearbeitet wird, welcher intensiv für die vorliegende Arbeit interpretiert wurde und anhand dessen Dimensionen erarbeitet wurden, welche in weiteren Fällen zur Analyse beitragen können.

Im sechsten Kapitel wurden diese Dimensionen dann so herausgehoben, dass sie für die Arbeit an weiteren Fällen herangezogen werden können und dies exemplarisch mit Blick auf einen zweiten Fall dieser Studie in Auszügen erprobt. Die nähere Beschreibung der Dimensionen, die herausgearbeitet wurden, erfolgt somit nach der als ‚Ankerfall‘ präsentierten Fallstudie, mit Bezug zu dessen dazu interpretativ entfalten Material.

Das siebente und letzte Kapitel beschließt die Arbeit, indem es die Dimensionen zur Analyse von Biographien von Wissenschaftlerinnen* herausstellt und eine Einordnung der Ergebnisse ermöglicht.

Vor dem ersten Kapitel nun noch eine Bemerkung dazu, wie mit Geschlecht in der Sprache umzugehen versucht wurde: Wie Bettina Dausien in ihrer Dissertationschrift begründet, möchte auch ich mich nicht auf eine einheitliche Vorgehensweise festlegen, da mir (noch?) keine eine überzeugende Gesamtlösung zu bieten scheint. Durch eine oftmalige Verwendung des Sterns* möchte ich die Offenheit in Bezug auf Geschlechteridentitäten kennzeichnen – aber da es gerade darum geht, die

Wirkungen und Möglichkeiten von Geschlecht in einer zweigeschlechtlich strukturierter Gesellschaft zu betrachten, kann die Zweigeschlechtlichkeit hier sprachlich nicht ganz herausgenommen werden, ob der Gefahr einer Unsichtbarmachung eines Problems. Klar festmachen möchte ich jedoch, dass damit insgesamt entgegen jeglicher Essenzialisierung, wie jeglicher Annahme einer (vorgängigen) Natürlichkeit von Geschlecht, gearbeitet werden soll. So bleibt wohl auch mir zu bitten, diese mangelnde Systematik zu verzeihen, mit Blick auf die Komplexität und Widersprüchlichkeit des Arbeitens daran.²

² Eine Inspiration für den Umgang mit Geschlecht in der Sprache, aber auch für die Arbeit an dieser Masterthesis gab das Zitat, das Bettina Dausien ihrer Dissertation voranstellte, und das mir dabei immer noch so aktuell scheint: „Ich möchte diese Einführung mit einem längeren Zitat über die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Forschungsarbeit beschließen: »Wissenschaftlerinnen, die sich mit weiblichen Lebenszusammenhängen beschäftigen, wird ein hohes Maß an Ambiguitätstoleranz abverlangt. Ambiguitätstoleranz meint, das Für und Wider einer Sache abzuwägen, ehe ich urteile oder mich entscheide. In dialektischen Zusammenhängen macht jeder Sinn einen Gegensinn - wenn ich mich auf die eine Seite eines Problems schlage, muß ich im Gedächtnis behalten, wovon ich im Augenblick abstrahiere; wenn ich mich gegen eine Strebung in mir entscheide, muß ich wissen, worauf ich verzichte. Das ist eine Herausforderung, die durch bestimmte Konsequenzen gesetzt ist, die feministische Sozialforschung gezogen hat. Sie unterscheidet sich von traditioneller empirischer Forschung dadurch, daß sie soziale Komplexität nicht reduziert. Im Gegenteil: die gesellschaftliche Wirklichkeit des weiblichen Geschlechts ist nur dann wirklich zu begreifen, wenn wir verstehen, wie die verschiedenen Dimensionen von geschlechtsspezifischen Benachteiligungen zusammenhängen, an welchen Fronten gleichzeitig gekämpft werden muß, wenn sich die soziale Situation von Frauen grundsätzlich und als ganze verändern soll. Aber nicht nur das Bestehen auf Komplexität und Zusammenhangsanalyse wird von dem Gegenstandsbereich der Frauenforschung eingefordert. Zu den wichtigsten Ergebnissen feministischer Empirie gehört die Einsicht in die Widerspruchsstrukturen weiblicher Realitäten. Hier bei den Analysen nicht zu kurz zu greifen, fordert nicht nur einen langen Atem auf der kognitiven Ebene. Wir stoßen auch überall auf Unstimmigkeiten und Unvereinbarkeiten, die uns emotional berühren - auch wenn sie uns nicht direkt individuell angehen, so betreffen sie doch unser Geschlecht.« (Becker-Schmidt 1990, 113f)“ (Dausien 1996, 10)

1. Forschungsstand und Aufriss des Forschungsvorhabens

Zunächst wird hier versucht, den Forschungsstand zum Themenbereich meiner Arbeit darzulegen, um dann daran anknüpfend und davon abgrenzend zu beschreiben, wie dieses Forschungsvorhaben angelegt ist. Dazu werde ich zuerst Studien zu Frauen* in der (männlich*-strukturierten) Wissenschaft darlegen, zu Formen von Ausschlüssen, zu Mechanismen, die da als wirksam diskutiert werden. Dabei soll sich klären, warum ich diese Fragen als forschungsleitende Fragen stelle und welche Herangehensweise ich warum gewählt habe.

1.1. Vor welchem Hintergrund eine feministisch-kritische Studie für nötig befunden wird³

Friederike Hassauer widmete ihre Antrittsvorlesung 1994 der Rekonstruktion eines „systematischen Ort[es] weiblicher Subjekte im Feld des Akademischen“, und bezeichnet sich dabei als „Überlebende des akademischen Frauensterbens.“ (Hassauer 1994, zit. in: Maurer 2009)

Was hier drastisch ausgedrückt ist, kann auch mit Zahlen nachgezeichnet werden. Auch wenn von einer langsamen Zunahme des Frauenanteils auf verschiedenen Ebenen der akademischen Laufbahn (Glaser und Priem 2004) geschrieben wird, ist die Lage immer noch erstaunlich von einer Ungleichheit geprägt. Statistiken zeigen, dass sich mit jeder Qualifikationsebene der Anteil der Frauen verringert. Dies wird in der Literatur auch als „leaky pipeline“ diskutiert (Gstöttner 2014, 25)⁴. Meist werden Disziplinen thematisiert, die schon im Studium einen geringen Frauenanteil aufweisen⁵.

³ Ein Teil dieses Kapitels geht auf einen Essay zurück, den ich im Rahmen eines Seminars geschrieben habe, der auch in einer Broschüre von und für Studierende 2017 abgedruckt wurde. Durch die Arbeit an diesem speisten sich die Überlegungen, zu diesem Thema meine Masterarbeit zu verfassen.

⁴ Auch auf eine kritisch geführte Debatte zu dieser Begrifflichkeit sei hier verwiesen, vgl. z.B. Pasero/Ohlendieck (2003).

⁵ So schreibt beispielsweise Inken Lind in ihrem Forschungsüberblick zu Karrierewegen von Wissenschaftlerinnen*: „Seit den 90er Jahren findet vermehrt eine Auseinandersetzung mit Frauen in den Naturwissenschaften statt, die auch im Zusammenhang mit der aktuellen Diskussion um den geringeren Anteil von Frauen in technischen und naturwissenschaftlichen Fächern steht. Hier sind besonders die Arbeiten von Christine Roloff hervorzuheben. Inzwischen existieren zahlreiche Arbeiten, die sich speziell mit der Situation von Frauen in den ‚frauenuntypischen‘ Disziplinen auseinandersetzen, insbesondere in Informatik,

Allerdings ist besonders betrachtenswert, dass auch in Disziplinen wie der Bildungswissenschaft mehr als berechtigt ist, von einer genderbezogenen Ungleichheit in der akademischen Laufbahn zu sprechen. Hier sind nämlich zwar unter den Studienanfänger_innen die Männer in der Unterzahl (83 % Frauenanteil), bis zur Professur hat sich der Geschlechteranteil aber fast umgedreht (35 % Frauenanteil – Zahlen zu Geschlechterverhältnissen in der Erziehungswissenschaft von Faulstich-Wieland & Horstkemper 2009/2012, zit. in: Gstöttner 2014).

Inken Lind gibt einen Überblick über Forschung zum Thema „Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen“ (Lind 2004). Sie unterscheidet dabei zum einen nach methodischen Ansätzen statistische Analysen, quantitative Forschungsansätze, qualitativ-quantitative Forschungsansätze, qualitative Forschungsansätze, Einzelfallstudien, längsschnittliche versus querschnittliche Designs und nach Stichprobenzusammensetzung. Danach findet sich eine thematische Zusammenfassung der Forschungsergebnisse. Es werden Studien zu möglichen Ursachen(zusammenhängen) dargestellt, dass sich trotz verstärkter Bemühungen die Geschlechterkonstellationen im Wissenschaftsbetrieb Deutschlands als relativ veränderungsresistent zeigen. Lind liefert damit einen Überblick bis zum Jahr 2004 in dem das Buch erschien, dafür sei hier also auf dieses Werk verwiesen.

Steffani Engler hat sich 2001 mit der Frage der Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur beschäftigt (Engler 2001). Dabei hat sie am Ende des Buches auch eine Geschlechterdimension herausgearbeitet. Es handelt sich um Biographieforschung zur wissenschaftlichen Persönlichkeit, was der Richtung dieser Masterarbeit sehr nahe kommt. Steffani Englers Studie bearbeitet die Frage, wie eine wissenschaftliche Persönlichkeit im sozialen Feld der Wissenschaft konstruiert wird. Sie analysiert über biographisch-narrative Interviews den Karriereweg von vier Professoren und zwei Professorinnen – in Anlehnung an das „Konzept des Verstehens“ von Bourdieu. Dabei stellt sie unter anderem auch die Frage nach der Bedeutung von Geschlecht. Engler schreibt von „Männlichkeit“, die mit Wissenschaft

Ingenieurwissenschaften, Mathematik und Naturwissenschaften.“ (Lind 2004, 30) Sie sammelt dabei folgende weitere Quellen: Engler, 1999; Erb, 1994, 1996; Minks, 1996; Diegelmann, u.a., 1994; Huber & Rose, 1994; Teubner & Zitzelsberger, 1996; Tobies, 1997; Schmitt, 1992. (Zit. nach: Lind 2004, 30)

verbunden ist – wobei es nicht um eine ontologische, sondern eine konstruierte Männlichkeit geht. (Engler 2001)

Anders als in der vorliegenden Arbeit handelt es sich jedoch um Berufsbiographien, die hier analysiert werden, die Erzählaufforderung setzte also erst an einer Stelle im Leben an, die Engler als Beginn für die Berufsbiographie sieht. Auch in der Betrachtung der Geschlechterdimension zeigt sich ein Unterschied: Engler fokussiert auf das wissenschaftliche Feld während in der vorliegenden Arbeit mehr auf Geschlechterkonstruktionen fokussiert wird.

Im ersten Teil ihres Buches gibt sie eine Grundlegung, die stark an Bourdieu orientiert ist. Nach einem kürzeren Unterkapitel zu biographischen Erzählungen und Biographieanalysen, thematisiert sie im weiteren die Einmischung von Bourdieu und welche Bedeutung sie darin für die Biographieforschung sieht, sowie „Verstehen als wissenschaftliche Praxis“ (Engler 2001, 101) und „die soziale Welt der Wissenschaft“ (Engler 2001, 137), die ebenfalls Bourdieu zum Ausgangspunkt nimmt und seine Beschäftigung mit dem wissenschaftlichen Feld aufarbeitet.

Bourdieu ist in mehreren Studien zum Thema Frauen* in der Wissenschaft Anknüpfungspunkt. Mit ihm lässt sich auch in Frage stellen: *Homo academicus?*

Homo academicus ist der Titel der soziologischen Studie von Bourdieu (1988), die sich mit den Hierarchien und gesellschaftlichen Strukturen der Universitäten beschäftigt und so insbesondere auf die Darstellung und Positionierung des Akademikers blickt. Die Benennung erfolgt in der männlichen Form, die Frage warum hier von einer männlichen Form ausgegangen wird, wird in dieser Studie nicht aufgearbeitet.

Im Artikel „doing science – doing gender“ (Beaufays und Krais 2005) wird anhand eines Analyseinstruments nach Bourdieu genauer hingesehen, bei welchem die etablierten Akteure (in der Wissenschaft also Professoren) als konstitutiv für soziale Felder betrachtet werden. Soziale Aushandlungsprozesse wirken im Entstehen von wissenschaftlichen „Tatsachen“ und auch schon im Bestimmen, wer als Erkenntnissubjekt wirken kann. Die „illusio“⁶ hängt mit den Ausschlussmechanismen zusammen.

⁶ „illusio“ bedeutet in etwa Spieleinsatz oder Glaube an das Feld.

Im Artikel werden, um dies zu zeigen, zwei Studien⁷ herangezogen; so soll die Verschränkung von doing science und doing gender im Bereich der illusio der Akteure*Akteurinnen herausgearbeitet werden. Kernelement der illusio ist die Vorstellung, die Wissenschaft sei eine „Lebensform, die kein anderes Engagement neben sich duldet“ (Beaufays und Kraiss 2005, 84). Die Person, die Wissenschaft betreibt, lebt dann nur als Wissenschaftler_in und nur für die Wissenschaft, andere Engagements und Tätigkeiten dürfen dies nicht stören.

Wissenschaftlicher Nachwuchs steht vor der Aufgabe, einen entsprechenden Habitus auszubilden, sich also nicht nur mit ihrem_seinem Forschungsgegenstand auseinanderzusetzen, sondern auch mit den Strukturen des wissenschaftlichen Feldes, und diese zu verinnerlichen – das ist eine intensive Arbeit an der Identität. Soziale Ereignisse werden dazu (in einer symbolischen Dimension) performiert, die Studienergebnisse lassen erkennen, „dass nicht allein die Bearbeitung eines Problems, sondern die damit einhergehende auch körperliche Unterwerfung unter den Rhythmus der Forschung erst den Wissenschaftler [!] ausmacht“ (ebd., 86). Es bestehen Ausschlussmechanismen, die als Kompetenz getarnt werden, zum Beispiel als „Leistungswille“. Was aber die Leistung ist, wird wiederum von jenen bewertet, die sich diesem Rhythmus unterworfen haben, so kommt es häufig zur Reproduktion von einem ganz bestimmten Typ Wissenschaftler_in. Um als ambitioniert zu gelten, sei nicht allein entscheidend, wie viel gearbeitet wird, sondern „ob sie in der Lage sind, den Eindruck überzeugend aufrecht zu erhalten, dass Wissenschaft der wichtigste Lebensinhalt ist“ (Beaufays und Kraiss 2005, 87). Frauen wird das oft geschlechtsspezifisch abgesprochen, zum Beispiel (wenn argumentiert wird:) weil sie sich doch um Familie oder Kinder kümmern wollen/müssen. Es werden bei Frauen* andere Prioritäten vermutet (ebd., 89). Auch in einem Projekt der Böckler-Stiftung (Winter 2016) wurde festgestellt: Die Frage der Vereinbarkeit von Wissenschaft und Kindern steht in Zusammenwirkung mit Geschlechterverhältnissen und Erlebnissen von Ungerechtigkeit (ebd., 48-56 u. 80f), wobei Zuschreibungen zentral sein dürften, die auch auf kinderlose Frauen* im (so zugeschriebenen) gebärfähigen Alter wirken (ebd., 71f). Mit Dausien kann hier gemahnt werden: „Das ‚Dasein für andere‘ (Beck-Gernsheim

⁷ Es handelt sich um ethnographisch angelegte Studien unter der Leitung von Kraiss mit qualitativen Interviews und Tagesablaufprotokollen mit Wissenschaftler_innen in außeruniversitärer Forschung und universitären Instituten.

1983) als natürliche Lebensform der Frau ist durch die feministische Forschung zwar wissenschaftlich entmystifiziert und als Ausdruck patriarchaler Herrschaft erkennbar geworden, damit aber noch keineswegs historisch überwunden.“ (Dausien 1996, 66)

Die Auffassung, wissenschaftliche Leistung und das Spiel um Anerkennung folgen einer getrennten Logik, und der Eindruck, Leistung sei unabhängig zu sehen, werden im wissenschaftlichen Feld immer noch vertreten (Beaufays und Kraiss 2005, 88). Leistung wird als funktionales Prinzip betrachtet, mithilfe dessen objektiv bestimmt werden kann, wer geeignet für die wissenschaftliche Laufbahn ist. Die Instrumente, die Leistung messen, und ihre Verbindung zu den Akteur_innen müssten hier genauer betrachtet werden, sowie die Rolle der Darstellung von Leistung. So werden in den Interviews, die Beaufays und Kraiss analysieren, nicht die erbrachten Leistungen thematisiert, sondern „Merkmale des Seins“, es werden Indikatoren für Leistungsfähigkeit genannt wie Frustrationstoleranz, Ausdauer, Belastbarkeit, Leistungs- und Einsatzwilligkeit. Das scheint eine geschlechtsindifferente Sichtweise zu sein, in den Interviews „lässt sich jedoch nachweisen, dass die Eigenschaften geschlechtsspezifisch unterschiedlich zugeschrieben werden“ (ebd., 89).

Leistungen werden also nicht einfach erbracht und objektiv gemessen, sondern Leistungen werden zugeschrieben. Dazu muss dem Nachwuchs aber zuerst einmal gelingen, als Akteur_in wahrgenommen zu werden. Das ist je nach Geschlechtszuordnung mit anderen Schwierigkeiten verbunden, in der Analyse der Interviews wurden viele Akte symbolischer Gewalt herausgestellt.

„So machen junge (und auch ältere) Wissenschaftlerinnen die Erfahrung, dass ihr Wort nicht das gleiche Gewicht hat wie das ihrer männlichen Kollegen. Ihre Redebeiträge werden nicht beachtet, beiseitegeschoben; Frauen werden häufiger unterbrochen, ihre Leistungen werden angezweifelt, nicht aufgenommen in den Kreis der „wirklich substanziellen“ Arbeiten des Instituts, auf die man sich dann bezieht.“ (ebd., 90)

Wenn im Arbeitsalltag Wissenschaftlerinnen* Missachtung erleben und in Interaktionen immer wieder auf ihr Geschlecht anstatt auf ihre Leistung rekurriert wird, sind das Akte symbolischer Gewalt. Entsprechende Erfahrungen wurden von männlichen* Kollegen an keiner Stelle bemerkbar. Die Rede von Unvereinbarkeit von Wissenschaft mit Familie ist ebenfalls als ein (unterschwelliger) Akt symbolischer Gewalt zu betrachten, mit dem Wissenschaftlerinnen* traktiert werden (ebd., 91). In den Interviews der Studie gab es auch eine zweite Botschaft: wirklich eine Frau* zu sein – was

(implizit) mit einem Kinderwunsch verbunden wurde – bedeutet eine Anbindung an das Zuhause, und so werden Frauen* immer wieder auf diese Rolle verwiesen, welche einem Engagement in der Forschung entgegensteht. Wenn eine Frau* sich jedoch für die Forschung/Wissenschaft entscheidet, hat sie demnach ihr „Frau-Sein“ für alle sichtbar abgelehnt. So erscheint Weiblichkeit* oder Wissenschaft als ausweglose Alternative (Beaufays und Kraus 2005, 90). Diesbezügliche Interaktionen wirken nicht nur auf die unmittelbar Beteiligten, sondern haben auch einen Aufführungs-Charakter. Regeln des sozialen Kontexts werden so sichtbar und solche Vorfälle haben dann Folgen, die über die Situation und Beteiligten weit hinausreichen. Hier sprechen Beaufays und Kraus von „Prozessen der Entmutigung, [...] die schließlich zu dem führen, was als Selbst-Eliminierung der Frauen aus der Forschung wahrgenommen wird“ (ebd., 91).

In Österreich und Deutschland haben Professor_innen eine entscheidende Rolle bei der Einführung in das wissenschaftliche Feld aufgrund der langen Phase der Abhängigkeit des Nachwuchses bis eine selbstständige Position erreicht werden kann. Die Professor_innen sind daher auch entscheidend für die Karriere. Hier schließen Fragen an, wie es zu Anerkennung und Unterstützung durch Professor_innen kommt, und dann auch, wie es dazu kommt, dass manche Professor_innen keine Frauen* als ihren wissenschaftlichen Nachwuchs ausgewählt haben. Dazu wurde die Beziehung zwischen Professor_innen und ihrem Nachwuchs betrachtet. Die Basis scheint in einer gewissen Gleichgestimmtheit im Selbstverständnis als Wissenschaftler(_in) zu liegen. Es wurden diesbezüglich „Störvariablen“ ausgemacht, zum Beispiel wird das Merkmal „weiblich“ oft als eine Störvariable in Bezug auf Leistungsfähigkeit gesehen. Manchmal scheint sich dennoch Gleichgestimmtheit herzustellen. Bei der Suche nach dem Grund dafür wurde die Außenseiter_innen-Position der Professorinnen* als möglicher Auslöser vermutet; das scheint jedoch nicht der Fall zu sein. Viel eher scheint die spezifische *illusio* entscheidend zu sein. Jedoch wurde kein direkter „Zusammenhang zwischen dem Geschlecht der Mentoren und der Förderung weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses“ (Beaufays und Kraus 2005, 94) festgestellt. Professorinnen* sahen es aus politischen Gründen als ihre eigene Aufgabe an Frauenförderung zu betreiben (das wurde explizit nicht von Professoren* gesagt), in der tatsächlichen Förderpraxis konnte das jedoch nicht notwendigerweise herausgearbeitet werden. Professorinnen*, die hier nicht aktiv tätig waren, waren häufig mit der herrschenden

illusio des Feldes verbunden: Wissenschaft als Lebensform und strategisches Agieren wurden hier thematisiert. (Beaufays und Kraus 2005, 92-95)

Der Ausschluss von Frauen* ist somit nicht nur mit dem Faktor Geschlecht zu begründen, sondern als vielschichtiger Vorgang zu sehen, in dem Machtverhältnisse zum Tragen kommen, die sich auch im Geschlechterverhältnis spiegeln. Wissenschaft scheint männlich* dominiert zu sein, weil das Feld von einem Habitus ausgeht, der mit der Darstellung von Männlichkeit* eine gewisse Verbundenheit zeigt.

Wissenschaftler(_innen) werden im wissenschaftlichen Feld häufig als „autonome Subjekte“ betrachtet, mit einer Unabhängigkeit von sozialen Bedingungen und einer selbstständigen Arbeitsweise – Unabhängigkeit und Selbstständigkeit sind wichtige Elemente der (Selbst-)Beschreibung. „Die Konstruktion des autonomen Wissenschaftlers ist jedoch ein Mythos, der auf die Wissenschaftler im Feld sogar noch weniger zutrifft als auf Wissenschaftlerinnen, die häufig tatsächlich ohne Mentor und ohne Netzwerke dastehen“ (ebd., 97f). Erst wenn mit diesem Mythos gebrochen wird, werden die Machtverhältnisse in der Wissenschaft sichtbarer und soziale Ungleichheit bearbeitbarer. „Damit wird jedoch ein Tabu berührt, das mit dem Objektivitätsideal und der Idee der universalen Wissenschaftsgemeinschaft festgeschrieben ist“ (ebd., 98). Dieses Objektivitätsideal ist schon länger in Kritik (gerade auch aus den Gender Studies heraus entstanden) – in der Alltagswelt und im wissenschaftlichen Habitus jedoch noch stärker verankert.

Angelika Wetterer spricht von ‚doing gender‘ mit dem Fokus auf ‚gender at work‘ (Wetterer 2002, zit. in: Glaser und Priem 2004). Theresa Wobbe weist auf die Wirkung von geschlechtsbezogenen Zuschreibungen hin, die das formale „Gleichberechtigungsprinzip“ unterlaufen (Wobbe 2003, zit. in: Glaser und Priem 2004). Beim Lesen dieser Texte wird ersichtlich, wie stark auf der einen Seite die konstruierten Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit auf die Zuschreibung von wissenschaftlicher Persönlichkeit wirken – und gleichzeitig, wie Ähnlichkeiten eine entscheidende Rolle bei der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses spielen. Hier könnte eine queere und feministische Perspektive eine Einsatzmöglichkeit bieten, um Veränderungen voranzutreiben. Darauf ein Augenmerk im Bearbeiten von erzählten Lebensgeschichten zu legen, möchte ich in dieser Arbeit versuchen.

Einen beachtenswerten Punkt zum Idealbild des Wissenschaftlers beschreibt Ramona Schürmann in ihrem Artikel mit dem Titel „Karrierewunsch trifft Realität“:

„Die vergeschlechtlichten Räume sind auch darin begründet, dass die Wissenschaftskultur historisch vom Bild des männlichen Wissenschaftlers geprägt ist, mit einer hohen Verfügbarkeit und Hingabe, die unter anderem auch dadurch ermöglicht wurde, dass die Frau im Hintergrund die Haus- und Sorgeleistungen übernahm (vgl. Kraus 2000; Krüger 2001; Beck-Gernsheim 1993).“ (Schürmann 2017, 135)

Schürmann bietet in diesem Artikel auch einen aktuellen Überblick über die Diskussion zu vergeschlechtlichten Aufstiegslogiken in der Wissenschaft, strukturellen Rahmenbedingungen im deutschen Hochschulsystem und einer Studie die sich quantifizierend dem Einfluss der beruflichen und privaten Lebenswelt auf die Karriereziele von Wissenschaftler_innen gewidmet hat.

Marita Haas schrieb 2016 einen Artikel darüber, wie gegenderte Strukturen und Prozesse zum Drop-Out von Frauen* beitragen (Haas 2016). Sie stellt dabei Befunde verschiedener Studien zusammen. Geschlechterunterschiede bezüglich der Vertragskonditionen und dabei auch der Gehälter konnten auf allen Karrierestufen festgestellt werden. Frauen* sind weiters in verschiedenen Positionen mit Entscheidungskraft unterrepräsentiert. Oftmals betont die Literatur zur Frage nach dem Drop-Out die Inkompatibilität von wissenschaftlicher Arbeit und Familie sowie geringeres Professionalitätsbewusstsein und Selbstwertgefühl – jedoch zeigt sich die Fokussierung auf individuelle Aspekte als Mythos in der Wissenschaft. Akademische Karrieren zeigen sich geprägt von Mentor*innen, Gatekeeper*innen, Unterstützer*innen und (persönlichen) Netzwerken – was, eingebunden in gender-biased Erwartungen, Prozesse und Strukturen, dazu führt, dass dies vorteilhafter für Männer* wirkt. Beharrliche Geschlechterunterscheidung und strukturelle Machtungleichheiten wirken systematisch diskriminierend, was sich sowohl in Organisationsstrukturen als auch in Hierarchien, Machtbeziehungen und alltäglichen Interaktionen und Diskurswirkungen zeigt. Was als sozial angemessen für Männer* und Frauen* gilt, bestimmt Organisationsprozesse und Erwartungen nach individuellen Fähigkeiten und Performanzen. Wissenschaftlerinnen* in männlich*-dominierten Universitäts-Umwelten sind Professionserwartungen ausgesetzt, die männlich* konnotiert sind und von denen angenommen wird, dass sie besser mit Lebenskontexten und -konzepten von Männern* als von Frauen* passen. Auch Gatekeeping und Mentoring zeigen sich so als paternalistische Führungsinstrumente, die jene privilegieren, die zu den existierenden Normen

passender scheinen. Auch wenn hierarchische Strukturen und die Abhängigkeit von Dienstälteren grundsätzlich alle Geschlechter betreffen, argumentiert Marita Haas in ihrem Artikel, dass die von ihr nachgezeichneten kulturellen und strukturellen Aspekte einer gegenderten Organisation der Universitäten einen akkumulierten Nachteil für Wissenschaftlerinnen* kreieren. (Haas 2016, 1032f)

1.2. Forschungsfragen und -perspektive

Das war ein Versuch zu fassen, welche Ungleichheiten in Bezug auf Geschlechterverhältnisse in der Wissenschaft in Studien herausgearbeitet wurden und welche Erklärungen dafür diskutiert werden. Nun soll mit der vorliegenden Arbeit gefragt werden, wie damit in Biographien von Wissenschaftlerinnen* umgegangen wird, wo/wie Geschlecht(erverhältnisse) thematisiert werden und wie gerade auch in diesem ungleichen Feld Handlungsfähigkeit als Wissenschaftlerin* in den Biographien herausgearbeitet werden kann. Wie wird mit dieser Ungleichheit handelnd umgegangen? Wie wird dabei Geschlecht als soziale Konstruktion konstruiert, aufgerufen, reproduziert und/oder transformiert?

So ist die Aufmerksamkeitsrichtung für die eigene Forschungsarbeit gefasst, in deren Mittelpunkt die subjektive Perspektive von Wissenschaftlerinnen* steht. Fragen sowie sensibilisierende Konzepte (wie die Figur der Anrufung) sind dabei lediglich Aufmerksamkeitsrichtungen und keine kategoriebildenden Dimensionen (ex ante). Die Frage, welche Begriffe, Kategorien und Dimensionen empirisch herausgearbeitet werden können, soll somit möglichst offen bleiben.

Die meisten der vorliegenden Forschungsarbeiten beziehen sich auf quantifizierende Befunde, auf Karrierewege und -bedingungen. Demgegenüber sind (empirisch fundierte) Thesen zu biographischen Erfahrungsstrukturen und re-konstruierten Orientierungen der Subjekte nicht in vergleichbarem Maße zu finden. Aus den dargestellten Studien kann abgeleitet werden, dass es keine singuläre Erklärung für Geschlechterungleichheiten/Unterrepräsentanzen von Frauen* geben wird, sondern dass mit unterschiedlichen Momenten gerechnet werden muss, die dabei wirken. Dies wird für einen spezifischen Bereich hier aufgegriffen. Mit dieser Arbeit wird an diesen Forschungsstand angeknüpft, um eine Blickrichtung auf Geschlechterkonstruktionen in der Konstruktion als Wissenschaftlerin* einzunehmen. Dabei sind unterschiedliche

Erklärungen und komplexe Verschränkungen zu erwarten, viele verschiedene Differenzstrukturen wirken, die sich jedoch in der Beobachtung einer leichten Zuordnung entziehen (Villa 2008) (Engels, Beaufays, et al. 2015, 33).

Demnach wurden folgende Fragen im Sinne forschungsleitender Aufmerksamkeitsrichtungen formuliert:

Wie positionieren/entwerfen sich Wissenschaftlerinnen*?

- Welche Bezugnahmen auf Wissenschaft(lichkeit) und Gender finden sich in ihren Biographien?
- Welche Anrufungen (nach Butler) können herausgearbeitet werden? Wie wurde darauf reagiert?
- Welche Geschlechterkonstruktionen werden thematisiert, wie werden Geschlechterkonstruktion und -normen reproduziert, verschoben oder anders verarbeitet?
- (Wie) thematisieren Wissenschaftlerinnen* (Selbst- und) Fremdpositionierungen und Zuschreibungen (geschlechtliche/wissenschaftliche) und (wie) greifen sie diese auf?

Biographisches Arbeiten bietet sich an, um Differenz- und Diskriminierungserfahrungen rekonstruktiv zugänglich zu machen und Subjektkonstitutionsprozesse in Auseinandersetzung mit Differenzkategorien heraus zu arbeiten (Kleiner und Rose 2014, 10). Genaueres zur theoretischen und methodologischen Grundlegung der vorliegenden Arbeit und deren Verortung in der Biographieforschung wird im dritten Kapitel dargelegt, das daraus erarbeitete methodische Vorgehen im vierten Kapitel. Zuvor dient das zweite Kapitel dazu, zu klären, welche Konzepte von Wissenschaft und Geschlecht die Perspektive dieser Arbeit anregen.

2. Wissenschaft und Geschlecht

In diesem Kapitel wird nun die Frage aufgegriffen, wie Wissenschaft und Geschlecht in dieser Arbeit gefasst werden. Wissenschaft wird immer wieder im Lichte einer Universalismuskonzeption gesehen, es gehe um Bestenauslese und beste wissenschaftliche Leistungen, die unabhängig von Geschlecht (oder ähnlichen Differenzlinien) erbracht werden kann, wenn nach Mertons Universalismuskonzeption dem „unpersönlichen Charakter von Wissenschaft“ Rechnung getragen wird (Merton 1985, 90). Das wurde aber (nicht nur) durch die Geschlechterforschung immer wieder durchkreuzt, wenn in einer Vielzahl an Studien festgestellt wurde, „dass noch andere Faktoren zählen und die Zuschreibung von Exzellenz durchaus abhängig ist von Chancenakkumulation und sozialen Ausleseprozessen“ (Engels, Beaufays, et al. 2015, 100). Häufig werden dabei Bourdieus Perspektiven herangezogen, was auch in dieser Arbeit in gewisser Weise aufgegriffen wird, um die Perspektive auf Wissenschaft zu schärfen.

2.1. Wissenschaft als soziales Feld

Wissenschaft wird als soziales Feld verstanden (Bourdieu 1985, 149), das nach einer relativ eigenen Logik⁸ funktioniert. Die Eigenlogik der sozialen Felder wird vermittelt über die Akteur_innen und ihre feldspezifische Praxis. Dies lässt sich mit einem Spiel vergleichen. Einige Überlegungen dazu sind schon im vorigen Kapitel angeklungen, das nachfolgende Zitat fasst sie noch einmal spezifischer zum sozialen Feld der Wissenschaft und dem Vergleich zum Spiel:

„Alle sozialen Felder sind laut Bourdieu eindeutig Spielwiesen von Männern beziehungsweise von männlichen Eliten. Dies ist nicht nur in der Wissenschaft noch heute empirisch nachvollziehbar, es liegt auch in der Funktionsweise und der Geschichte von Feldern begründet. Das Spiel um symbolisches Kapital, also letztlich um Ehre oder Reputation, war in der bürgerlichen Gesellschaft ein Spiel zwischen Männern“ (Engels, Beaufays, et al. 2015, 103)

Frauen* waren lange davon ausgeschlossen, heute fehlen sie „nicht ohne Grund gerade in den höheren und hohen Führungspositionen, da deren Inhaber jeweils ganz bestimmte Positionen in ihren Feldern verkörpern. Es geht weiterhin um jeweils

⁸ Sandra Beaufays merkt dazu an: „Man kann mittlerweile nicht mehr von dieser klaren Trennschärfe zwischen den einzelnen Feldern ausgehen, die sich anfänglich im 19. Jahrhundert im Zuge der sich ausdifferenzierenden bürgerlichen Gesellschaft herauszubilden begannen.“ Sie verweist auf „die zunehmende Orientierung der anderen Felder an den spezifischen Regeln der Ökonomie“. (Engels, Beaufays, et al. 2015, 102)

spezifisches symbolisches Kapital und um die gleichzeitige Hervorbringung von Männlichkeit.“ (ebd.) Es geht dabei um eine spezifische wissenschaftliche Männlichkeit*. „Praxisformen, die dem entsprechen, dominieren im Feld. Das heißt, dass jene tendenziell daraus ausgeschlossen werden, die diesen Praxisformen nicht entsprechen können.“ (Engels, Beaufays, et al. 2015, 103f) Bourdieus Konzept fasst Wissenschaft als relativ eigenes Feld mit seinen Gesetzmäßigkeiten, erlaubt aber die Berücksichtigung von dessen Anteil als gesellschaftsformende Kraft. Dieses Feld „ist darüber hinaus eine soziale Sphäre, die keineswegs neutral, sondern vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend gedacht wird.“ (Engels, Beaufays, et al. 2015, 104) Dabei wirken soziale Regeln: „Die sozialen Regeln, die das wissenschaftliche Feld zu Kampfarenen werden lassen, sind keine neutralen und objektiven Naturgesetze, sondern sie sind vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend zugleich.“ (ebd., 140) Zum einen, da mit Hilfe dieser sozialen Regeln „Kämpfe *unter Männern* ausgetragen werden, die sich so miteinander messen und sich gegenseitig *zum Mann* spezifisch akademischen Zuschnitts machen“ (ebd., Hervorhebung im Original), zum anderen weil in den Kämpfen mit den begleitenden Erscheinungen von Fraternisierung, Gegner- und Anführer_innenschaftskonstruktion die Frauen* und andere Geschlechter nicht einfach eine gleiche Rolle spielen können. (ebd., 139-140)

In der vorliegenden Arbeit wird danach gefragt, wie gerade in einer solcherart männlich*-strukturierten Wissenschaft (in einer zweigeschlechtlichen Norm/Matrix), Geschlechterkonstruktionen verhandelt werden im Erzählen der Lebensgeschichte als Person im Feld.

2.2. Subjekttheorie Judith Butlers: Subjektivation und Geschlecht

Eine gendertheoretische Rahmung erfolgt über die Subjektivationstheorie nach Butler (2013). Von diesen Überlegungen Butlers inspiriert entstand die Fragerichtung der Arbeit, weshalb sie hier kurz skizziert werden sollen.

Der Prozess der Subjektivation ist in paradoxer Weise gleichzeitig eine Unterwerfung unter die Macht und ein Ins-Leben-gerufen-Werden des Subjekts, was ein handelndes Subjekt erst ermöglicht. (Butler 2013, 7f) Das Ins-Leben-gerufen-Werden verweist dabei auf die Bedeutung, die dem (An-)Rufen in Anlehnung an Althussers Interpellation zukommt. Es ist eine Aufforderung zu einem So-Sein und gibt die

Möglichkeit sich damit zu identifizieren, leitet also den Prozess der Subjektwerdung ein. Um Subjekt zu werden, muss demnach eine Umwendung passieren, gegenüber dem Anderen, der ruft. (ebd., 9-11) Butler spricht von einer Umkehrung, die potentiell ermächtigt und im Eintritt der Macht in das werdende Subjekt geschieht. Die Macht verschiebt sich und dies kann eine Veränderung der Macht beinhalten, die auch gegen „jene Macht arbeitet, die diese Übernahme ermöglicht hat.“ (ebd., 11) Zusammenfassend ist Subjektivation als diskursive Identitätserzeugung zu verstehen und wirkt durch ein Reglementierungsprinzip, nach dem das Subjekt formiert wird – aber nicht verursacht. Auch geht es nicht um einen abschließendes, punktuelles Subjektwerden, sondern um einen Prozess, die wiederholte Hervorbringung und deren Brüchigkeit. (ebd., 17 u. 81)

Daran anschließend stellen sich auch Fragen nach dem Prozess des Geschlechtliches-Subjekt-Werdens. Nach Butler gibt es keine Dualität der Geschlechter – diese Vorstellung wird aber erzeugt und etabliert, das ist der Effekt eines kulturellen Konstruktionsapparates und erscheint als „gender“. Kulturelle Normen bringen eine bestimmte Form von Sexualität und deren Bedeutung hervor, die sich auf gewisse Geschlechter stützen und in diesem Zusammenwirken als heterosexuelle Matrix erscheinen. Die heterosexuelle Matrix verknüpft also heterosexuelles Begehren, den asymmetrischen Gegensatz Mann/Frau (und dessen Komplementarität) und dessen Rückführung auf biologische Geschlechtsunterschiede – um ein kohärent und natürlich wirkendes Gesamtbild zu erzeugen und alles andere zur Abweichung (als abnormal, unsinnig bis hin zur Pathologisierung) zu erklären. (Butler 1991, 41)

Mit Butler wird eine Perspektive gewählt, die es ermöglicht, Zwängen und Normen Rechnung zu tragen, ohne Handlungsmöglichkeiten durchzustreichen. Daran anschließen lassen sich Fragen nach Bildungsprozessen als auch nach Veränderungsbedarf von (Bildungs-)Institutionen (Kleiner und Rose 2014, 11). Kleiner und Rose stellen die Frage: „Welche Prozesse (der Verwerfung, Normalisierung oder Anerkennung) können damit in den Blick genommen werden?“ (ebd.) Bildung wird nach Butler, in der Lesart von Rose, gefasst, als Prozess der Infragestellung und Verschiebung der diskursiven Bedingungen des Subjekt-Seins (Rose 2012, 411). In der Masterarbeit ist es ein Ziel, solchen Bildungsprozessen auf der Spur zu sein.

Mit dem Bezug auf Butlers Gendertheorie ist auch ein machttheoretisch informierter Blick auf Biographien verbunden. Hans-Christoph Koller schrieb 2014 einen Artikel in einem Sammelband „Zur Bedeutung von Butlers Subjekttheorie für die Erforschung biographischer Bildungsprozesse“ (Koller 2014). Er arbeitet im Rahmen einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse: „Prozesse der Transformation der grundlegenden Figuren [...] kraft derer ein Subjekt sich zur Welt, zu anderen und sich selbst verhält“ (ebd., 21). Veränderungen lassen sich laut Koller nur im lebensgeschichtlichen Kontext betrachtet verstehen. Durch die Kontextualisierung können die einwirkenden „eingeschliffenen Dispositionen“ (ebd., 22) und die sich einer Bearbeitung widersetzenden Erfahrungen in den Blick genommen werden. Nach Koller ist Butlers Ansatz dazu geeignet, einen Aspekt transformatorischer Bildungsprozesse genauer in den Blick zu nehmen, nämlich gesellschaftliche Bedingtheit von Welt-, Anderen- und Selbst-Verhältnissen. Sowohl gesellschaftlich/diskursive als auch individuell-psychische Mechanismen der Subjektkonstitution können mit Butler untersucht werden. (ebd., 23) „In jeder gesellschaftlichen Ordnung [...] [wirken] Normen, die die Verwerfung einer gewissen Form des Begehrens zur Möglichkeitsbedingung der sozialen Existenz machen.“ (ebd., 28) Diese Verwerfungen können Bildungsanlass sein.

Koller formulierte forschungsleitende Fragen, von denen zwei für diese Arbeit herangezogen werden können. Diese wurden in die Fragestellung der Masterarbeit überdacht und eingearbeitet, bei Koller finden sie sich in etwa folgendermaßen:

- Unter welchen Bedingungen können Erfahrungen der Ungleichheit, des Ausschlusses oder der Benachteiligung zu Anlässen für transformatorische Bildungsprozesse werden? (Koller 2014, 23)
- Von welchen Anrufungen (als wer oder was?) ist in lebensgeschichtlichen Erzählungen die Rede? (Koller 2014, 33)

Diese Perspektiven Butlers und deren hier dargestellte Rezeption durch Kleiner und Rose sowie Koller, werden aufgegriffen, um die Re-Konstruktionsarbeit zu perspektivieren. Wie dabei vorgegangen werden soll, wird in den nächsten Abschnitten beschrieben.

3. Theoretische und methodologische Grundlegung

Zunächst soll hier Grundlegendes zur Biographieforschung und Grounded Theory festgehalten werden, welches zu den Überlegungen zum Vorgehen bei der vorliegenden Arbeit beigetragen hat. Damit wird auch ermöglicht, die Arbeit in theoretische und methodologische Zusammenhänge einzuordnen.

3.1. Interpretative Sozialforschung als Rahmen(konzept)

Bevor ich genauer auf die Biographieforschung eingehe, möchte ich zunächst auf Traditionen verweisen, die diese wesentlich beeinflussten – Interpretatives Paradigma, Chicagoer School usw. – und damit zum Verständnis beitragen können.

In den 1970er Jahren kam es zu einem Erstarren der Interpretativen Sozialforschung in Deutschland, initiiert gewissermaßen von der ‚Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen‘. „In diesen Kontexten wurde einerseits an die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland begründete Konzeption einer ‚Verstehenden Soziologie‘ und andererseits an die empirische qualitative Forschung angeknüpft, die zur gleichen Zeit in den USA im Kontext der ‚Chicago-School‘ entwickelt worden war.“ (Rosenthal 2011, 27) Beide Traditionen entstanden ungefähr gleichzeitig um die Jahrhundertwende und beeinflussten sich wechselseitig, „da Anfang des vergangenen Jahrhunderts viele der amerikanischen Sozialwissenschaftler zu längeren Studienaufenthalten nach Deutschland kamen und andererseits etliche deutschsprachige Sozialwissenschaftler in den 1930er Jahren aus Nazi-Deutschland und -Österreich in die USA emigrierten“ (Rosenthal 2011, 28). Georg Simmel entwickelte eine „Konzeption von Gesellschaft als ein durch die Wechselwirkung der Individuen erzeugtes Gebilde“ (ebd., 29) und betont damit den Prozess der Interaktion; auch Max Webers ‚Verstehende Soziologie‘⁹ und die kritische Auseinandersetzung von Alfred Schütz¹⁰ damit „sind heute noch

⁹ Weber betrachtet Handeln als inneres oder äußeres „Tun, Unterlassen oder Dulden“ (Weber 1980, 1) wesentlich mit subjektivem Sinn verbunden, und soziales Handeln ist auf andere bezogen (ebd.). Die Analyse dieses Sinns und der Intersubjektivität kann daraus abgeleitet als Aufgabe für die Forschung gesehen werden.

¹⁰ Schütz widmete sich dem bei Weber ungeklärt gebliebenen Problem der *Konstitution* von Sinn und Intersubjektivität. Hervorhebenswert scheinen dabei die Unterscheidung zwischen Handeln als Ablauf und als vollzogener Handlung, sowie die Typisierung, mit deren Hilfe Fremdverstehen möglich wird. (Schütz und Luckmann 2003)

wesentlich für die methodologische Begründung eines interpretativen Vorgehens“ (Rosenthal 2011, 30).

Ein wichtiger Rahmenpunkt für die Biographieforschung ist ein Paradigmenwechsel in der Geschlechterforschung und (allgemeiner) der qualitativen Sozialforschung in Verbindung mit der Rezeption ‚post-empiristischer‘ Wissenschaftstheorien und ‚post-modernistischer‘ Theorien in verschiedenen Forschungsrichtungen. Der identitätstheoretische Bezug ist dabei kritisch reflexiv geworden. Zentral sind damit nicht mehr objektive Welterkenntnis, auch nicht Aussagen (anhand universaler Kriterien oder Diskursregeln) als wahr/unwahr beurteilen zu können - demgegenüber stehen nun vielmehr Lesarten, Sprachspiele und Texte im Fokus. „Statt ‚Wahrheit‘ wird ‚Macht‘ zur Perspektive unter der wissenschaftliche Erkenntnisproduktion analysiert und kritisiert wird (vgl. Foucault 1992).“ (Dausien 2006, 195)

Die Prämissen der methodologischen Standortbestimmung von Herbert Blumer (1973), Mead-Schüler und Begründer des ‚Symbolischen Interaktionismus‘, „sind auch nach jener post-empiristischen Wende in der qualitativen Forschung weitgehend konsensfähig“ (Dausien 2006, 196) – wobei hier erstmal die Perspektive auf Macht vernachlässigt scheint. Die Prämissen Blumers sind: 1. Menschen handeln ‚Dingen‘ (alles, was Mensch in Welt wahrzunehmen vermag) gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen, die diese für sie besitzen. 2. Die Bedeutung ist aus der sozialen Interaktion mit Mitmenschen abgeleitet oder entsteht aus ihr. 3. Die Bedeutungen werden in einem interpretativen Prozess gehandhabt oder abgeändert, den Menschen in Auseinandersetzung mit den Dingen benutzen. (Blumer 1973, 81) Die Methodologie ist also gerichtet auf „den grundlegend sinnhaften Charakter sozialer Wirklichkeit [...] und die Lokalisierung der Produktion und Veränderung von Bedeutungen in der sozialen Praxis der Individuen“ (vgl. Blumer 1973, zit. in: Dausien 2006, 196). Konstruktion von Sinn gilt dabei als „Leistung sozialen Handelns und Voraussetzung von Erkenntnis“ (ebd.), sozialer Sinn ist großteils „implizit, vielschichtig und widersprüchlich“ (ebd.). Forschung ist demnach eine „Praxis der Konstruktion von Bedeutungen (Theorien, Modellen, Interpretationen, Thesen usw.) – und zwar von Bedeutungen, die sich auf Bedeutungen beziehen, die in dem sozialen Kontext hergestellt, tradiert und transformiert werden, für den sich die jeweiligen Forschenden interessieren“ (Dausien 2006, 197). Schütz spricht daher von „Konstruktionen

zweiten Grades“ (Schütz 1971, 7, zit. in: Dausien 2006, 197), Bettina Dausien von einer „Re-Konstruktion“, was ausdrücken soll, dass die Relation zwischen den Sinnkonstruktionen (alltagsweltlicher ‚Text‘ und wissenschaftlicher Interpretation als ‚Text zweiten Grades‘) nicht beliebig ist, andererseits aber auch keine ‚Eins-zu-eins-Abbildung‘, keine eindeutige Repräsentation. (Dausien 2006, 197)

Bedeutend zur Beschreibung dieser nicht-beliebigen Relation ist das Konzept der Grounded Theory, der empirisch fundierten Theoriebildung. Es wurde erstmals 1967 von Glaser und Strauss umfassend beschrieben und war gewissermaßen ein Gegenentwurf zur damals üblichen Arbeitsteilung in der soziologischen Forschung zwischen Theorie und empirischer Sozialforschung. Die (also übliche abgetrenntere) empirische Sozialforschung als Überprüferin deduktiv abgeleiteter Hypothesen verliert dadurch den Blick auf komplexere Zusammenhänge, während die Theoriearbeit den systematischen empirischen Kontakt als Bezug zur Realität verliert. Der Gegenentwurf wendet sich dieser Problematik zu und stellt die Generierung von theoretischen Ideen statt der Überprüfung von Hypothesen in den Vordergrund und stärkt die Rolle der Empirie – als Basis der Theoriebildung dieses Konzepts: „Theoriebildung, die in der Lage sein soll, soziales Handeln in konkreten Interaktionsfeldern zu erklären“ (Dausien 1996, 95).¹¹

Ganz in der Tradition der Chicagoer School geht es dabei auch um praktische Anwendbarkeit, darum menschliches Handeln zu verstehen, um dann auch anders planen und z.B. Konzepte für die Praxis erstellen zu können. „Die Forderung der Praxisrelevanz ist auch ein wichtiges Kriterium feministischer Forschung (vgl. Becker-Schmidt 1985), wobei Praxis im politisch-emanzipatorischen Sinne auf die Veränderung der Lebensbedingungen von Frauen in unserer Gesellschaft abzielt.“ (Dausien 1996, 95)

In ersten Veröffentlichungen zur Grounded Theory kam es durch die „forschungspolitische Offensive gegenüber dem vorherrschenden deduktiv-nomologischen Modell“¹² (Dausien 1996, 96) zu einer Überpointierung des Gegenentwurfs, der Ansatz

¹¹ Mit dem Blick auf Interaktionsfelder wird nun mehr sichtbar, als bloße Mensch-Mensch-Interaktionen und auch die Perspektive auf Macht wird so relevanter.

¹² Die Bezeichnung ‚deduktiv-nomologisches Modell‘ geht auf Hempel zurück, demzufolge eine wissenschaftliche Erklärung darin besteht, „dass ein Ereignis aus einem allgemeinen Gesetz und den speziellen Bedingungen *abgeleitet* wird. Dieses Schema einer wissenschaftlichen

schien sich als induktives Verfahren zu profilieren. Eine systematische Aufarbeitung der Methodologie durch Kelle 1992 zeigt jedoch, dass es sich um so etwas wie ein „induktivistisches Selbstmissverständnis“ (Kelle 1992; zit. in: Dausien 1996, 96) handelte – Kelle wies darauf hin, dass Glaser und Strauss bei den empirischen Forschungsarbeiten, auf die sie sich in ihrer Grundlegung zur Grounded Theory 1967 beziehen, keineswegs rein induktiv vorgehen (Kelle 1992, 253-304; in: Dausien 1996, 96). Stattdessen bedürfe es theoretischer Sensibilität, der Fähigkeit, „über empirisch gegebenes Material in theoretischen Begriffen zu reflektieren“ (Kelle 1992, 272; zit. in: Dausien 1996, 96). In späteren Arbeiten machen auch Glaser und Strauss deutlich, dass das Konzept der Grounded Theory mit einer abduktiven Logik arbeitet.¹³ Theoretische Vorannahmen begründen eine Auswahl aus der Vielzahl der möglichen Analysegegenstände und theoretische Konzepte begleiten den Forschungsprozess als sensibilisierende Konzepte, welche immer wieder als Entscheidungsgrundlage dienen, um die entstehende Theorie auszuformulieren (Dausien 1996, 97).

Theoretisches Wissen zu explizieren ist als Teil der aktiven Konstruktionsleistung der Forschenden zu sehen – es gilt, die strukturierende Funktion des theoretischen Wissens sichtbar zu machen. Der Vorgang des Kodierens ist dabei eine zentrale Stelle der Verbindung von Theorie und Empirie (Dausien 1996, 98; mehr dazu in Kapitel 4 der vorliegenden Arbeit).

3.2. Biographie und Biographieforschung: Theorie, Methodologie

Was nun unter Lebenslauf und Biographie überhaupt zu verstehen sei, und wie es dazu kam, dass Menschen über Lebenslauf und Biographie nachdenken, wird im

Erklärung wird bei Hempel deshalb als *deduktiv-nomologisch* bezeichnet (von lat. *deducere* = ableiten und griech. *nomos* = Gesetz).“ (Koller 2009, 186)

¹³ Abduktion ist eine Methodologie nach Charles Sanders Peirce, er hat sie als Haltung und als dritte Möglichkeit syllogistischen Schließens begründet. Damit grenzt er sie zur Induktion und Deduktion ab. „Es ist das einzige logische Verfahren, das irgendeine neue Idee einführt, denn die Induktion bestimmt einzig und allein einen Wert, und die Deduktion entwickelt nur die notwendigen Konsequenzen einer reinen Hypothese. Die Deduktion beweist, dass etwas der Fall sein muss, die Induktion zeigt, dass etwas tatsächlich wirksam ist: die Abduktion vermutet bloß, dass etwas der Fall sein mag“ (Peirce 1976, 163) Auf diese Weise soll es möglich sein, neue Erkenntnisse zu entdecken und neue theoretische Ideen zu entwickeln. Dabei geht es aber weder um einfache Spekulation, noch darum, dass Theorie allein aus Daten emergieren könnte (oder induktiv aus ihnen hervorgebracht) – vielmehr wird ein komplexeres Zusammenwirken von Theorie und Empirie konzipiert, das im Folgenden genauer beschrieben wird.

Folgenden skizziert. Nach Kohli (1985) ist der Lebenslauf nicht als biologisches Prinzip zu betrachten, sondern als soziale Institution. Kohli beschreibt die Institutionalisierung des Lebenslaufs indem er sie historisch fundiert analysiert. Biographie ist in diesem Sinne „ein Regelsystem, das die Vergesellschaftung der Individuen in der Moderne steuert“ (Dausien 1996, 3). Biographische Selbst- und Fremddeutungen sind ein historisches Phänomen, die Form der Darstellung steht in komplexer Beziehung zu weiteren gesellschaftlichen Regelsystemen und entfaltet sich im Laufe der Moderne. (ebd.) Hahn unterscheidet Lebenslauf und Biographie, wobei Lebenslauf zwar zunächst ein „Insgesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit einer unendlichen Zahl von Elementen“ (Hahn 2000, 101) ist, er jedoch in Form „bleibende[r] Resultate [...] nicht mehr hinlänglich viel Vergangenheit transparent macht“ (Hahn 2000, 107), weshalb auch eine prozessbezogenere Selbstdarstellung notwendig wird. Die Biographie versucht sich an dieser Aufgabe, sie dient dazu Zusammenhänge zu stiften in selektiven Vergegenwärtigungen, eine Ordnung in selektiven Vergegenwärtigungen herzustellen, Identität herzustellen und das Selbst-Werden zu beschreiben. (Hahn 2000, 101-107) Individuen ‚haben‘ also nicht einfach eine Biographie, sondern Biographie ist eine komplexe Konstruktionsleistung in konkreten historischen, gesellschaftlichen Bedingungen.

Mit der Institutionalisierung des Lebenslaufs beschreibt Kohli eine Dialektik. „Dabei unterscheidet auch er zwei Seiten dieses Prozesses: Die Etablierung jenes neuen Vergesellschaftungsmodus war für die Erfordernisse der modernen Arbeitsgesellschaft nämlich nicht nur funktional als Instrument sozialer Kontrolle, sondern auch als Orientierungsrahmen für die handelnden Subjekte (vgl. 1985, 13ff, 19ff).“ (Dausien 1996, 80)

Kohlis These weist „jedoch eine deutliche geschlechtsspezifische Schlagseite auf“ (ebd.)¹⁴ – insbesondere mit der Frage nach ‚normalbiographischen‘ „Orientierungsrahmen für lebensgeschichtliche Entwürfe von Frauen“ (ebd.). Nachdem lange Zeit für weibliche* Normalbiographien das Primat der Familienorientierung gesehen

¹⁴ Es geht hier also auch um einen Gegenentwurf zu gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Biographiemodellen, die androzentrisch konstruiert sind. „Genauer: Es setzt das – männliche – autonome Subjekt des modernen Bürgertums voraus.“ (Dausien 1996, 68) Ende der Neunzigerjahre wird von Dausien festgestellt, dass alle Varianten von Biographiemodellen „die grundlegende Bedeutung der Geschlechterkategorie ignorieren“ (ebd.) und mit ihrer Dissertation startet hier gewissermaßen eine Gegenbewegung.

wurde, beschreibt Dausien 1996, wie spätestens nach der Individualisierungsdebatte ein Wandel eintritt.

„Aus der doppelten Einbindung in Beruf und Familie ergibt sich eine spezifische Konfliktlage, die objektiv und subjektiv den Lebensverlauf von Frauen prägt. Obwohl die traditionelle familienbezogene Frauenrolle – verstanden als gesellschaftliche Anforderungsstruktur – ‚in the long run‘ immer noch wirkmächtiger ist als die moderne Variante weiblicher Arbeitsmarkt-Individualisierung, Frauen also in der biographischen Gesamtperspektive eher einer ‚kontrollierten Individualisierung‘ unterliegen (Diezinger; vgl. Kap. 2, Teil 5), ergibt sich daraus kein gesellschaftlich akzeptiertes und vor allem kein praktikables Lebenslaufmodell.“ (Dausien 1996, 81)

Es gibt für Frauen* keine einfache Dominanzstruktur entweder durch Erwerbs- oder durch Familiensystem. „Beide stehen als doppelt widersprüchliche Anforderungsstrukturen nebeneinander und erzeugen notwendig konflikthafte, instabile biographische Konfigurationen.“ (ebd.) Auf der Ebene biographischer Oberflächenstrukturen wie in gesellschaftlichen Erwartungsstrukturen spiegelt sich dies. „Was gilt als ‚normales Frauenleben‘ in der Fremd- und Selbstwahrnehmung“ (ebd.)? Hier treffen die seit der Erwartbarkeit des „längeren Lebens“ (Imhof, zit. in: Dausien 1996) sich etablierenden ‚normalen‘ Lebensspannen auf die Veränderung der Arbeits- und Lebensbedingung – insbesondere auch von Frauen*. Zeitliche Ausdehnung, gestiegene Erwartungssicherheit, aber auch eine innere Strukturierung mit geregelten Sequenzen und Passagen wirken in Biographien, verändern sich dabei je nach historisch-gesellschaftlicher Kontextualisierung. Die Dialektik die sich also auch in Kohlis Ausführungen findet, wird von Dausien (1996, insb. 79f) aufgegriffen: Eine Veränderung von Lebensverläufen wirkt auch in Richtung Veränderung von gesellschaftlichen Normalvorstellungen, veränderte normative Anforderungen an Individuen – diese wirken wiederum als ein Strukturmoment gesellschaftlicher Regelungsprozesse auf kollektives und individuelles Handeln.

„Biographisches Erzählen verlangt von der erzählenden Person, ihre *besondere* Geschichte zu präsentieren, sich dabei aber zugleich auf ein in bestimmten historisch-gesellschaftlichen Kontexten normiertes, kollektiv *geteiltes* Wissen darüber zu beziehen (und dieses zu bestätigen), wie eine Biographie, eine biographische Erzählung ‚normalerweise‘ auszusehen hat bzw. was nicht mehr als ‚Lebensgeschichte‘ akzeptiert werden kann (vgl. Dausien und Mecheril 2006). Solche Normalitäts- und Normativitätsannahmen bilden ein relativ offenes Hintergrundgerüst, das nach individueller Ausgestaltung verlangt, diese aber zugleich auch – entlang gesellschaftlicher Ungleichheiten und Machtstrukturen – systematisch begrenzt.“ (Dausien 2009, 169, H.i.O.)

3.3. Forschungsperspektive

Warum diese Forschungsperspektive der Re-Konstruktion von Biographien? Dausien nimmt die Diskussion um drei Ebenen in der Forschung auf und klopft sie bezogen auf die Entwicklung ihrer Forschungsperspektive ab:

Die erste Ebene „untersucht die ‚objektiven‘ Lebensbedingungen und beobachtbaren Verhaltensweisen von Frauen“ (Dausien 1996, 83), vor allem über Strukturanalysen – auf individueller Ebene auch Untersuchungen zu Lebensverläufen.

Die zweite Ebene thematisiert „Normen, Ideologien, gesellschaftliche Leitbilder und Interpretationsmuster, die Teil der sozialen und kulturellen („Meso“-)Struktur sind, aber von den Subjekten (re)produziert werden und im Horizont ihrer Wahrnehmung und Selbstdefinition stehen.“ (Dausien 1996, 84) Auf dieser Ebene können (veränderte) Deutungsmuster in den Blick genommen werden. „Wieweit diese veränderten Deutungsmuster in konkreten Biographien handlungsorientierend sind, lässt sich auf dieser Ebene jedoch nicht klären.“ (ebd.)

Um also diese Art Schnittstelle zu untersuchen, braucht es eine dritte Ebene, eine dritte Forschungsperspektive. Diese untersucht die Interpretationen konkreter Frauen*, ihre Sichtweise und bedarf geeigneter qualitativer Erhebungsmethoden. „Biographisch angelegte Studien eröffnen hier einen naheliegenden und besonders geeigneten, wenn auch nicht den einzig denkbaren Zugang.“ (ebd.) Die biographische Tiefendimension ermöglichte es eher als andere Forschungskonzepte, „Entwicklungen und Veränderungen subjektiver Sichtweisen im Zusammenhang“ (ebd.) zugänglich zu machen. Besonders die subjektive Verarbeitung von widersprüchlichen Realitäten, Handlungsstrategien darin interessieren in der vorliegenden Arbeit, wie auch in der Arbeit von Dausien (1996), weshalb sich an das Vorgehen dort angelehnt wird.

3.4. Biographische Erzählungen als Konstruktionen

Die biographische Subjektperspektive wird betrachtet als ein ‚geschichtetes‘ Wissen über die eigene Biographie, „in dem »Erinnerungsschemata« und »Deutungsschemata« ineinandergreifen“ (Dausien 1996, 86; mit Bezug auf Alheit 1989). Es handelt sich hierbei allerdings nicht um ein statisches Wissen, sondern um ein von den Subjekten im Laufe ihres Lebens konstruiertes, verändertes und rekonstruiertes Wissen.

Ein verstecktes Lernpotential der Moderne wird von Alheit und seinem Forschungsteam als ‚Biographizität‘ (im Anschluss an Kohli) gefasst, welche die Chance und den Zwang zugleich meint, unser Leben zu gestalten (Alheit 2008, 21f). Menschen haben im begrenzten Veränderungsrahmen mehr Alternativen, als sie je realisieren können, es bleibt also immer auch Nicht-Realisiertes. „Es ist reflexiv nicht problemlos zugänglich, dennoch stellt es in doppeltem Sinn eine zentrale Ressource für Lernprozesse dar“ (Alheit 2008, 21). Die Selbstreferenz wird offengehalten, wir haben die Chance die Sinnüberschüsse zu erkennen, sie für eine „Veränderung des Selbst- und Weltbezuges nutzbar zu machen“ (ebd.). Zugleich ist das biographische Hintergrundwissen ein Potenzial zur Veränderung von Strukturen – weil Strukturen zu einem beträchtlichen Teil auf unbewusst funktionierenden Hintergrundgewissheiten basieren, bietet sich Veränderungspotenzial „sobald solche unbefragten Vorannahmen ins Bewusstsein treten und verfügbar werden“ (ebd.). Zusammengefasst werden kann das womöglich am besten mit folgendem Zitat von Alheit: „Biographizität bedeutet, dass wir unser Leben in den Kontexten, in denen wir es verbringen (müssen), immer neu auslegen können und dass wir diese Kontexte ihrerseits als ‚bildbar‘ und ‚gestaltbar‘ erfahren.“ (Alheit 2003, 16)

Der Begriff biographische Konstruktion wird von Dausien verwendet, „um den Aspekt der sozialen und kommunikativen Erzeugung dieses Wissens durch das handelnde Subjekt zu betonen“ (Dausien 1996, 87). Konstruktion meint dabei „ausdrücklich nicht nur den kognitiven Prozess des ‚Konstruierens‘, sondern betrachtet Konstruktion als einen Aspekt der *Praxis* der Individuen“ (Dausien 1996, 87). Bei Dausien wird dadurch auch die Ermöglichung der Differenzierung der offenen Fragestellung in Aussicht gestellt, wenn die Fragen nämlich mit Blick auf die Struktur des biographischen Re-Konstruktionsprozesses bezogen werden. Dazu nennt sie folgende Fragen, die auch für die vorliegende Arbeit als hilfreich und der oben genannten Fragestellungen angemessen erachtet werden¹⁵: „Auf welche konkreten Erlebnisse und Erfahrungen beziehen sich Frauen in ihren Lebensgeschichten, und welche Informationen über alltägliche Handlungsstrategien, Konfliktsituationen und Handlungsgrenzen lassen sich daraus gewinnen? In welcher Weise beziehen sich Frauen in der Rekapitulation ihrer Biographie auf gesellschaftliche Deutungsmuster? Wo thematisieren sie ggf.

¹⁵ Diese Fragen können z.B. als mögliche Konkretisierungsrichtungen meiner Fragen in der Arbeit am Material hier vermerkt werden.

Widersprüche zwischen ihren eigenen Erfahrungen und Perspektiven einerseits und gesellschaftlichen Anforderungen, Normen, Bewertungen andererseits, zwischen Handlungsentwürfen und Realisierungsbedingungen?“ (ebd.)

Biographieforschung arbeitet mit der Nähe zwischen Narration und darin dargestelltem Handeln/Erleben, aber keineswegs indem die Erzählung als Transparentmachung von ‚historischer Wahrheit‘ oder ‚wirklicher Wirklichkeit‘ gesehen wird. (Dausien 1996, 112)¹⁶ Auch Schütze geht es nicht um die Annahme, dass Erzählungen direkte Rückschlüsse zulassen, wie es ‚wirklich‘ war, sondern darum, dass die Strukturen von Erzählung und Erfahrung eine gewisse Homologie aufweisen (vgl. (Schütze 1976) u. (Schütze 1984)). In der aktuellen Biographieforschung besteht Konsens darüber, dass biographische Erzählungen „nicht als Abbild vergangener Ereignis- und Handlungsabläufe verstanden werden können“ (Schwendowius 2015, 128; zit. in: Thoma 2018) – was beispielsweise bereits bei Hahns Konzeption von Biographien als ‚selektiver Vergegenwärtigung‘ angelegt ist, die sich ebenso von einer Abbild-Vorstellung abgrenzt (Hahn 2000, siehe oben).

Damit sind biographische Erzählungen zu betrachten als subjektive Konstruktionen in denen ‚objektive‘ Bedingungen einwirken und gebrochen sind (Dausien 1996, 105). Der Ansatz von Dausien zeigt, dass diese subjektiven Konstruktionen nur vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Kontexte verstanden werden können, in die sie eingewoben sind. Dabei lässt sich „*Gesellschaftlichkeit im Konkreten*, ‚am Fall‘ und ‚durch den Fall hindurch‘“ (Dausien 2016, 37, H.i.O.) rekonstruieren, wozu die Biographieforschung theoretische und methodologische Konzepte entwickelt hat.

Die Konstruktionen verfügen über je spezifische Eigenlogik. Diese Eigenlogik verweist darauf, dass Subjekte Kontinuität und Kohärenz herstellen – diese Kontinuität (die mal mehr, mal weniger gelingt) wird also nicht als gegeben angenommen, sondern als hergestellte, eben mit spezifischer Eigenlogik¹⁷.

¹⁶ Der Vorwurf eines solchen Verständnisses rund um die Homologie-These Schützes lässt sich erklären durch Rezeption seiner Text beruhend auf Missverständnissen (Dausien 1996, 112)

¹⁷ Christine Thon schrieb zur biographischen Eigenlogik, der Frage nach Individualität und Gesellschaft und einer damit zusammenhängenden Kritik an der Biographieforschung folgendes: „Diese Eigenlogik erzeugt eine Individualität, die nicht als Ausprägung einer [immer schon (Anm. JH)] vorgängigen subjektiven Disposition gedacht werden muss, sondern als Resultat von Aneignungsprozessen der sozialen Welt gesehen werden kann, die auch anders

Es gilt bei der Re-Konstruktion also diese Eigenlogik zu beachten und die biographischen Konstruktionen danach zu befragen, welche ‚Gesellschaftlichkeit‘ hier auch einwirkt – z.B. narrative Muster, Erzähl-Genres, Erzähltraditionen, kulturelle Muster der Thematisierung von Biographien, kollektive Deutungsmuster, Vorbilder, sowie soziale Vorgaben und informelle Regeln biographisierender Praxis (Dausien 2010, 370).

Dieses Rekonstruieren bedarf demnach eines Konzepts der subjektiven Aneignung sozialer Welt und fasst die subjektive Sicht nicht als eine Art Reflex auf ‚objektive Realität‘. Die Perspektive der wissenschaftlichen Analyse kann dem interpretativen Paradigma folgend gefasst werden, als eine die auf die Produktion theoretischer Konstrukte zweiter Ordnung, also Re-Konstruktionen, gerichtet ist, indem notwendig an lebensweltliche Konstruktionen erster Ordnung angeknüpft wird, welche in der Lebenswelt alltäglich produziert werden, und die Regeln der Konstruktionsleistungen erster Ordnung berücksichtigt werden. In der vorliegenden Arbeit ist die spezifische Form subjektiver Sichtweisen die komplexe narrative Re-Konstruktion ihrer Lebensgeschichte. Diese Lebensgeschichten sind mehr als eine Summe an Handlungssequenzen auf einer Zeitachse erzählt, sie müssen in ihrer Eigenlogik betrachtet werden, die „Eigenlogik‘ der autobiographischen Rekonstruktionsleistungen berücksichtigen“ (Dausien 1996, 106). Dabei wird auch von Gestalthaftigkeit narrativer Konstruktionen gesprochen: die Gesamtgestalt sei mehr als die Summe ihrer Szenen, sie wirke „durch das Verhältnis der Szenen zueinander und die Perspektive, aus der heraus die einzelnen Szenen zusammengefügt worden sind“ (Dausien 1996, 107).

hätten sein können, in ihrer Realisierung aber Konsequenzen nach sich ziehen, die das Spektrum subjektiv sinnvoller und möglicher Anschlüsse auf spezifische Weise in bestimmte Richtungen verschieben, erweitern oder einengen.“ (Thon 2016, 188)

Eine Kritik an der Biographieforschung, auf die Christine Thon (nach Völter und Schäfer) hinweist, besagt, es handle sich um „ein Instrument der Hervorbringung einer Lebensgeschichte, in der Ansprüche auf Eindeutigkeit, Kohärenz und Authentizität bedient werden und ein mit sich selbst identisches Subjekt erzeugt wird“ (Thon 2016, 189) Schäfer und Völter verweisen demgegenüber auf eine ent-identifizierende Wirkung und Möglichkeit eines Perspektivenwandels nach offener Erzählaufforderung. Entscheidend dafür ist, dass sich in biographischen Erzählungen „unterschiedliche Perspektiven aus Vergangenheit und Gegenwart, Erleben und Deuten, individueller Lebensgeschichte und übersubjektiven Diskursen wechselseitig durchdringen und aufeinander bezogen sein oder auch miteinander konkurrieren oder unverbunden nebeneinander stehen könnten“ (Schäfer & Völter 2005; in: Thon 2016, 189). So können Inkonsistenzen auftauchen und Transformationen von Bedeutungen sichtbar und damit bearbeitbar werden. (ebd.) „Insofern könnte Biographieforschung gerade zu einer Analyse und Dekonstruktion subjektivierender Machtwirkungen beitragen (vgl. Schäfer & Völter 2005, 164).“ (Thon 2016, 189)

3.5. Prozessualität und Perspektive

So zeigen sich bezogen auf die Prozessualität zwei Zeithorizonte: Die Handlungszeit als zeitliche Markierung der einzelnen Handlungen und die übergreifende biographische Zeitperspektive, die als ‚lebensgeschichtliche Dynamik‘ wirkt. Die Verknüpfung einzelner Sequenzen auf der Ebene der Alltagszeit zu übergreifenden „Prozessstrukturen“ (Schütze, Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens 1984, 93) auf der Ebene der Lebenszeit zeigt hier ihre Wirkung. Die Prozessstrukturen sind abhängig vom Blickwinkel der Biographieträgerin*, von ihren Erfahrungshaltungen zu einzelnen Passagen und Sequenzen ihrer Biographie. Diese Erfahrungshaltung ist veränderlich, es spielt „neben den ‚damals‘ eingenommenen Haltungen die aktuelle Prozessstruktur, d.h. die Perspektive zum Jetzt-Zeitpunkt, aus der heraus eine Person ihr Leben erzählt, eine entscheidende Rolle“ (Dausien 1996, 108) – es macht unter anderem deshalb einen Unterschied aus welcher Position heraus eine Lebensgeschichte erzählt wird und so ist es nicht die *eine* Lebensgeschichte, die der Forscher_in erzählt wird, sondern eine Lebensgeschichte aus einer bestimmten Perspektive heraus. Prozessualität entsteht im Handlungsmodell durch Handlungsketten, verknüpfte Handlungen, unter dem Interaktionsaspekt – es stellt sich die Frage: Wie greifen sie ineinander? Dieser Aspekt ist auch für die Biographieforschung von Bedeutung, Prozesshaftigkeit stellt sich dabei aber komplexer dar, die Verknüpfung von Elementen in Erfahrungs- und Ereignis-Aufschichtungen interessiert hier primär unter dem Identitätsaspekt – die Frage lautet hier also eher: Wie werden sie als ‚meine Biographie‘ präsentiert? (Dausien 1996, 109)

Zu einer formalen Geordnetheit führen, so Dausien nach Schütze (Dausien 1996, 114), „[d]ie Existenz der kognitiven Figuren und die Wirksamkeit der ‚Zugzwänge des Erzählens‘ in einer ‚face-to-face‘-Situation der Kommunikation, wie sie im narrativen Interview gegeben ist (vgl. Schütze 1978)“ – die Biographin* arbeitet auf eine sequentielle Struktur hin, auf eine Gliederung des Erzählstroms in dominante und nachgeordnete Erzähllinien, Seiten- und Hintergrundkonstruktionen und es kommt zu Einordnungen durch Kennzeichnungen der allgemeinen Erfahrungsqualität des Erzählten an bestimmten Stellen – Charakterisierungen „vor allem in Ankündigungs- und Ergebnissicherungspassagen, in Kommentierungen oder eingeschobenen

Hintergrundkonstruktionen“ (Dausien 1996, 114f) weisen auf die Perspektive und Haltung der Biographin* zu einzelnen Passagen aber auch der Gesamtgestalt hin.

Diese Perspektive der Gesamtgestalt gilt es herauszuarbeiten und sie soll bei der Analyse einzelner Stellen des Materials berücksichtigt werden. Die Tendenzen zur Figur einer Entwicklungslinie, zu einer identitätssichernden Funktion durch Zentrierung auf das Ich und retrospektiver Illusion auf das gelebte Leben – diese Tendenzen werden hingegen problematisch, wenn wir sie in der Analyse unreflektiert verdoppeln. Entgegensteuernd soll sich dem sozialen Kontext, der Beziehung des erzählten Ichs zu diesem und dem ‚ungelebten Leben‘ (nicht realisierten Möglichkeiten, Potentialitäten, Verhinderungen, ...) gewidmet werden. (Dausien 1996, 120f)

Die Biographieforschung gilt für die vorliegende Arbeit also als theoretisch fruchtbarer Zugang, da sie durch eine „Temporalisierung ihres Gegenstandes“ (Dausien 2009, 163) ermöglicht, Konstruktionen von Geschlecht nicht als statische Kategorien, sondern als gesellschaftspolitisch gerahmte, historische, subjektbezogene Strukturen zu sehen – und diese damit veränder- und wandelbar sind. Die Biographieforschung als re-konstruktiver Zugang zu Geschlecht, wird nun im Folgenden weiter ausgeführt.

3.6. Biographieforschung und Geschlecht

Über den Satz, der die zweite Frauenbewegung geprägt hat, „Das Private ist politisch!“ leitet Bettina Dausien ihren Text zur Biographie in der empirischen Geschlechterforschung ein. Dieser Satz verweist auf ein wechselseitiges Verhältnis zwischen Lebenspraxis und gesellschaftlichen Strukturen, welches ein Spannungsverhältnis ist, „das dem Biographiekonzept eingeschrieben und mit Grundfragen sozialwissenschaftlicher Analyse verknüpft ist“ (Dausien 2006, 181). Auf diese Grundfragen und das Spannungsverhältnis im Biographiekonzept wurde oben bereits eingegangen, hier soll es auf Verbindungslinien zur Frauenbewegungsgeschichte und der Geschlechterforschung hinweisen.

„Für das Forschungsprogramm der sich etablierenden feministischen Wissenschaft boten sich biographische Methoden und Materialien besonders an, denn sie schienen geeignet, gerade jenes ignorierte private Leben, die Erfahrungen, die Subjektivität von Frauen, ihre Sichtweisen und ihre ganz persönlichen Geschichten zu thematisieren, und zwar in einer Weise, die den neu gesetzten Prinzipien feministischer Wissenschaft – Subjektivität und Betroffenheit, Parteilichkeit und Solidarität (vgl. Mies 1978) – angemessen schien.“ (Dausien 2006, 183)

Die Biographieforschung wurde dann teilweise als „Königinnenweg“ empfohlen, diese These wurde jedoch auch kritisch betrachtet und relativiert (Dausien 1994).

Zu kritisieren sind zum Beispiel „die vereinheitlichenden und vereindeutigenden Tendenzen“ (Dausien 2006, 185), die mit der Bezugnahme auf die Differenz zwischen zwei Geschlechtern verbunden sind. Zum einen folgt aus einer identitätstheoretischen Kritik das Problem, das dualistische Geschlechtermodell nicht zu wiederholen, zu reifizieren. Es gilt sich zu fragen: verstärkt und überfokussiert die Studie die Kategorie Geschlecht? Dem wurde in der vorliegenden Arbeit versucht entgegenzuwirken indem zum Beispiel durch den Stern* (bereits im Ansprachetext an potenzielle Studienteilnehmerinnen*) die Offenheit in Bezug auf Geschlechteridentitäten gekennzeichnet wurde, und indem Geschlecht hier nicht als feststehende Eigenschaft o.Ä. untersucht werden soll, sondern es gerade um die Wirkungen und Möglichkeiten von Geschlecht in einer zweigeschlechtlich strukturierten Gesellschaft geht.

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Ausschlusspraktiken, die mit einem Kollektivsubjekt ‚Frauen‘ einhergehen, in welchem die dominante Perspektive (z.B. weiß und bürgerlich) verallgemeinert wird. Wenn andere Differenzen übergangen bzw. dethematisiert werden, werden gesellschaftliche Machtstrukturen (inkl. Geschlechterverhältnisse), die entlang anderer „Achsen der Differenz“ (Knapp/Wetterer 2003; zit. in: Dausien 2006, 186) aufgebaut sind, reproduziert. Es soll demgegenüber also „eine möglichst sorgfältige, differenzierte und systematische Wiedergabe der Situation von Frauen – in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit“ als Aufgabe gelten (Thürmer-Rohr 1987, 132; zit. in: Dausien 2006, 186).

Nach Dausien gibt es „überzeugende Argumente, dass eine differenzierende Analyse der ‚Situation von Frauen in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit‘ (Thürmer-Rohr) gerade mit biographischen Forschungsansätzen gelingen kann“ (Dausien 2006, 187). Differenzierte Betrachtungen, die Beachtung unterschiedlicher historischer und sozialer Kontexte, etc. - all das führe in der Regel zu einer Irritation von Kategorisierungen wie Geschlechterdichotomie und rücke eher die Vielfalt und Individualität in den Vordergrund. Mit Verweis auf Heidi Behrens-Cobet zeigt Dausien das Potenzial für Enttypisierungserfahrungen in biographischen Zugängen auf, welches sich auch in der politischen Bildungsarbeit gezielt nutzen lasse, „um rassistische, sexistische oder

andere homogenisierende und dichotomisierende Zuschreibungen zu irritieren“ (Dausien 2006, 187).

Die Biographie als Konstruktion, die als Produkt diskursiver Praxis zur Institution geworden ist (vgl. Ausführungen zur Institutionalisierung des Lebenslaufs an anderer Stelle in dieser Arbeit), ihr zeitliches Format als Spezifikum der institutionalisierten Erwartungen an Biographie, macht die Verflechtung mit gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen einsichtig. Biographien als Deutungsmuster sind mit Normalitätserwartungen verknüpft und zeigen sich somit auch ‚geschlechtsmarkiert‘ – „allerdings ergeben sich daraus keine dichotomisch klassifizierbaren Frauen- und Männer-Biographien“ (Dausien 2006, 189), sondern vielfältige Bilder (insbesondere durch Beachtung weiterer Achsen der Differenz). Biographische Konstrukte sind zugleich „durch geschlechterbezogene Erwartungsstrukturen eingefärbt“ (ebd.) und tragen selbst dazu bei, geschlechtsbezogene Normierungen und Deutungen zu wiederholen, zu variieren und sie neu in Kraft zu setzen. Damit „kann das Konstrukt Biographie als eigenständiger Modus der sozialen Konstruktion von Geschlecht betrachtet werden“ (ebd., 189f), wobei Geschlecht nicht nur als Struktur-, sondern auch als Prozesskategorie analysierbar wird, als temporale gesellschaftliche Konstruktion.

Im aktiven Prozess der Sinnkonstruktion, der biographischen Erfahrungsaufschichtung, wird sowohl Identität als auch Alterität ineinandergreifend verarbeitet. Im Prozess des Erzählens stellen Subjekte Kontinuität und Kohärenz her, stellen eine gewisse Identität dar, jedoch keine starre Identität, sondern eine Figur des Gewordenseins und Werdens, die auch Alterität beinhaltet (Dausien 2006, 190). So bleiben Lebensgeschichten und die in ihnen konstruierten Identitäten oft uneindeutig, fragmentarisch und widersprüchlich – und bieten sich damit an, um (mögliche) Lern- und Transformationsprozesse zu untersuchen (Dausien 2006, 191; vgl. bspw. auch (Alheit 1993), (Koller 2014)).

Sowohl die diskursive, institutionelle und performative Begrenzung biographischer Entwürfe, wie die flüssig gehaltenen Geschlechterkonstruktionen, im Prozess der Biographiekonstruktion eingebaut – also strukturierende und strukturierte Geschlechterkonstruktion – begründen die These, „dass Biographie als relativ eigenständiger Modus der Konstruktion von Geschlecht analysiert werden kann“ (Dausien 2006, 192), welche wiederum die Grundlage dafür bildet, „biographische Methoden in der

Geschlechterforschung nicht nur zu Zwecken der Dokumentation und Repräsentation zu nutzen, sondern als empirische Wege zur Erforschung gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse“ (ebd.), und damit letztlich auch Transformationspotential analysieren zu können. Biographische Forschungsansätze bieten „eine methodologische Strategie für eine differenzierte Analyse sozialer Geschlechterkonstruktionen jenseits binär-typisierender Kategorien und reifizierender Verfahren – vorausgesetzt, das Repräsentations-Konstruktionsproblem wird reflektiert.“ (Dausien 2006, 192f)

Die methodologische Strategie der Re-Konstruktion (als Antwort auf das Repräsentations-Konstruktionsproblem) geht nun nicht affirmativ, reproduzierend an alltagsweltliche Vorstellungen heran, würde sie doch damit einer bloßen Reifizierung Vorschub leisten. Vielmehr müssen gewählte Analyseperspektiven als Re-Konstruktionsperspektiven kritisch reflektiert und vor allem expliziert werden. „Über die Explikation hinaus stellt sich die Frage, welche methodologischen Verfahren geeignet sind, ein reproduzierendes Verhältnis zwischen wissenschaftlichem und alltagsweltlichem Text systematisch aufzubrechen“ (Dausien 2006, 198). Das bedeutet nicht eine strikte Restriktion auf eine ausschließlich textbezogene Analyseperspektive, sondern der Anspruch besteht darin, „nicht nur die Konstruktionslogik biographischer Texte, sondern ihre Konstitution *im sozialen Raum* zu untersuchen“ (ebd., 199, Hervorh. JH). Mit der Erschließung des biographischen Textes sollen auch Kontexte re-konstruiert werden.

Es sind die Kontexte zu explizieren, die für Text-Text-Relation (die im Prozess der Interpretation hergestellt wird) relevant gemacht werden. Mindestens drei Kontexte sind dabei nach Dausien (2006, 201-203) systematisch involviert und explikationsbedürftig:

- Die Biographie des Subjekts (Resultat eines Konstruktionsprozesses und auf konkrete Biographie im sozialen Raum verweisend)
- Der Interaktionsrahmen (Machtverhältnisse, Interessen, Differenz- und Identifikationsaspekte, Interaktionsdynamiken usw., auch Interaktionsordnungen „die relativ unabhängig von den konkreten Interaktionspartnern bestimmte Regeln vorgeben“ (Dausien 2006, 203))
- Kulturelle Muster und soziale Regeln (welche narrativen Muster, welche Vorbilder, welche kollektiven Deutungsmuster, welche informellen Regeln und soziale Vorgaben scheinen auf und sind – hypothetisch – wirksam geworden?)

„Unter einer geschlechterinteressierten Perspektive wäre hier besonders nach Deutungsmustern für ein (un)mögliches Frauenleben zu fragen, nach normativen Regeln, aber auch nach Möglichkeitsräumen für Variationen und ‚Abweichungen‘, die u.U. in einer konkreten historischen Situation, einem konkreten (sub-)kulturellen Kontext, einer Familientradition usw. gegeben ist.“ (ebd.)¹⁸

Ein besonderes Nachfragepotential ergibt sich hinsichtlich der Diskontinuitäten, die weiter oben bereits als möglicher Blickpunkt für Bildungsprozesse und Veränderungspotential beschrieben wurden, auch aufgrund von Forschungsergebnissen in Bezug auf Geschlecht. Weibliche* Biographien werden als diskontinuierlicher beschrieben (Dausien 1996, 58) als männliche*. Hier können Fragen aufgegriffen werden: Wie leben, erleben und nicht zuletzt erzählen die Subjekte selbst biographische Diskontinuitäten? Wie werden Brüche zwischen verschiedenen [Anrufungen] erzählerisch verarbeitet? Wie behaupten sich die Biographien, als „Ergebnis individueller Identitätsarbeit, [...] gegen die Brüchigkeit und Widersprüchlichkeit der ‚objektiven Strukturen‘“ (Dausien 1996, 59f)?

Die Debatte um Differenz wurde im deutschsprachigen Raum insbesondere mit der Rezeption Butlers seit den 1990er Jahren wieder angeregt. Dabei rückte jedoch nun nicht mehr der Unterschied, „sondern seine soziale und kulturelle Konstruktion [...] ins Zentrum des Interesses und wurde aus unterschiedlichen theoretischen Blickwinkeln und an verschiedenen empirischen Gegenständen bearbeitet. Diese Arbeit dauert an, die Theoretisierung der Konstruktionsthese und ihr angemessenen empirischen Forschungswege haben nach wie vor Aktualität.“ (Dausien 2009, 158)

Das Konzept Biographie verweist auf einen komplexen Zusammenhang, die Dialektik von gesellschaftlicher Subjektkonstitution und intersubjektiver Konstruktion sozialer Wirklichkeit.

„Biographien sind der Form nach individuell, ihrem Wesen nach gesellschaftlich. ‚Biographie‘ ist ein historisch spezifisches ‚Format‘ für die Darstellung und Herstellung individueller Identität, das funktional auf die individualisierten Vergesellschaftungsanforderungen der Moderne antwortet und durch ‚biographiegenerierende‘ Institutionen und Praktiken, wie sie z.B. im Erwerbs- und Bildungssystem entstehen, hervorgetrieben und abgesichert wird (vgl. stellvertretend Hahn 2000; Alheit und Dausien 1990).“ (Dausien 2009, 161f)

¹⁸ Dazu auch noch ein Verweis auf eine methodische Anregung: „Für die Analyse weiblicher Biographien bleibt es nicht zuletzt eine wichtige methodische Anregung, faktisch Gelebtes und Erlebtes immer in Bezug zu setzen mit den relativen Handlungsspielräumen, den konkreten biographischen Möglichkeiten und den nicht realisierten Hoffnungen, Wünschen oder konkreten Handlungsalternativen.“ (Dausien 1996, 64)

Aus der Biographieforschung ergeben sich zumindest drei relevante methodologische Momente für die Geschlechterforschung:

- 1) Die Zeitlichkeit, denn sie lenkt den Forschungsprozess auf die „Re-Konstruktion und Theoretisierung von Veränderungen, Umstrukturierungen, Wandlungen.“ (Dausien 2009, 163) Dabei sind drei unterschiedliche, miteinander verschränkte Zeitformen analysierbar: Geschichte von Gesellschaft und Kulturen, die Zeitgestalt der Lebensgeschichte (auf dieser z.B. Geschlechtersozialisation) und situierte Handlungsverläufe (Dausien 2009, 163-164).
- 2) Die Sinndimension, denn so lässt sich mit der dem biographiewissenschaftlichen Forschungsansatz eingelagerten Sinndimension auf Prozesse der Subjekt-Bildung blicken (ebd., 164-165).
- 3) Die Kontextualisierung, denn die Akteur_innen machen in sozialen Situationen Geschlecht relevant, sie „verweisen“ auf geschlechterrelevante Kontexte. Um die Achse einer Biographie kommt es zu einer Aufschichtung und Verdichtung sozialer Kontexte, die eine strukturierende Kraft entfalten – über biographiewissenschaftliche Ansätze kann also auch auf Logiken der Kontextualisierung hin analysiert werden. (ebd., 165-166)

3.7. Zusammenfassende Begründung der Forschungsperspektive

Erzählte Biographien sind zum einen ein „Format der Darstellung von Selbst und Welt“ (Dausien 2009, 166), die Erzähler_innen nutzen (ob wissentlich oder unreflektiert) kulturelle Vorlagen beziehungsweise spezifische Formate der biographischen (Selbst-)Präsentation. Diese sind je nach Kontext unterschiedlich und historisch wandelbar – die Biographien können hier zugleich als Medium ihrer Konstruktion betrachtet werden. „Autobiographische Erzählungen bewegen sich also in einem Spannungsfeld zwischen Repräsentation und Konstruktion.“ (ebd.) Im Erzählen der Lebensgeschichte nehmen die Erzähler_innen auch „explizit oder implizit auf ihre Position in der binären Geschlechterordnung Bezug. Auch diese Bezugnahme ist rekonstruktiv in jenem doppelten Sinn: Sie re-präsentiert gesellschaftliche Geschlechterkonstruktionen und sie konstruiert sie zugleich neu – als Variation und Bestätigung vorgegebener Konstruktionen, unter Umständen auch als deren Transformation.“ (Dausien

2009, 166f) Genau nach diesen Bezugnahmen, den Bestätigungen und gerade auch Transformationen wird in der vorliegenden Arbeit geforscht, darauf wird in der Analyse fokussiert.

Die Frage, warum die geschlechtliche Subjektivierung gerade mit dem Konzept der Biographieforschung als Zugang bearbeitet werden soll, lässt sich auch mit der Spannung zwischen den Logiken von Geschlecht und Biographie beantworten. Die biographische Selbst-Verortung hat gewissermaßen auf die Anforderung zu reagieren, gerade die besondere Geschichte zu erzählen, sie „folgt somit nicht einer [fixierten (JH)] binären Logik, sondern einer auf individuelle Entfaltung und Besonderheit angelegten temporalen Sinnstruktur“ (Dausien 2009, 170). So beschreibt Dausien die unterschiedlichen Logiken: „Während die Zuordnung nach Geschlecht zeitlich stabil zu sein hat, verlangt die biographische Logik gerade das Gegenteil. Mitglieder moderner Gesellschaften haben gelernt, sich als Personen zu präsentieren und zu reflektieren, die ‚geworden‘ sind und die Möglichkeit haben, sich zu verändern.“ (Dausien 2009, 170)

Die Nicht-Zuordnung nach Geschlecht ist in biographischen Erzählungen nicht möglich, Geschlecht ist eingewoben in die je konkrete Geschichte und bereits in das normative Hintergrundgerüst einer Biographie allgemein eingebaut. „Andererseits sind die ‚Spuren des Geschlechts‘ individuell und auch innerhalb einer biographischen Erzählung sehr variabel, flüchtig, von anderen Spuren überlagert.“ (Dausien 2009, 170) Sie „bedürfen deshalb der systematischen Rekonstruktion.“ (ebd.) Es gibt „vielfältige konkrete *Bezugnahmen* auf Geschlecht bzw. auf geschlechterkodierte Erfahrungen und Aspekte der erzählten sozialen Welten in einer erzählten Lebensgeschichte.“ (ebd., 171; H.i.O.) Der Konstruktionslogik biographischer Erzählungen folgend geht es hier um eine (weitgehend implizite) biographische Selbst-Verortung. Die Erzählerin* ist also im Format der biographischen Erzählung genötigt, „sich im Hinblick auf die Geschlechterordnung zu verorten, wiederum nicht kategorial, sondern exemplarisch und individuell.“ (ebd.) Das bedeutet:

„In der biographischen Logik genügt es gerade *nicht*, eine ‚Frau‘ oder ein ‚Mann‘ zu sein wie alle anderen. Es geht vielmehr darum zu zeigen, wie man eine *besondere* Frau, ein *besonderer* Mann geworden ist. In diesen Individualitätsbeweis sind widersprüchliche, die Geschlechtergrenzen zumindest partiell irritierende, sie überschreitende Erfahrungen eingebaut. Erfahrungen sind reflexive Sinngebilde. Sie dokumentieren ein praktisches Umgehen eines Subjekts mit ‚etwas‘, das ihnen in der Interaktion mit der sozialen Welt ‚begegnet‘, also auch: ein Umgehen mit der Geschlechterdifferenz, die dem Subjekt

in einer konkreten Situation entgegentritt, sich als interaktive Handlungsanforderung darbietet.“ (Dausien 2009, 171)

Hier schließt Dausien eine Fußnote an, die mit dieser Arbeit aufgegriffen wird: „Hier ließen sich theoretische Verbindungen zu der von Butler (1997) im Anschluss an Althusser vertretenen Idee der „Anrufung“ und dem Konzept der Performanz ziehen.“ (Dausien 2009, 171, Fn12)

Zu diesen Erfahrungen setzen sich Erzähler_innen in biographischen Erzählungen in ein Verhältnis, handelnd und auch reflexiv – das „Erzählen ist beides: Performanz und Reflexion.“ (Dausien 2009, 171) Geschlecht ist im Spiel als Kontext und Spur des (vergangenen) sozialen Handelns über das erzählt wird, es ist aber auch im Spiel im Sinne eines Reflektiert-Werdens, als Fokus oder als Horizont von Themen.

Zum einen ist auf Stellen zu blicken, wo sich Erzähler_innen explizit auf Geschlechterdifferenzen beziehen oder auf Erfahrungen im Umgang damit, wo sie sich reflexiv damit auseinandersetzen. „Gerade diese Passagen in einem Interviewtext verweisen auf Brüche und Diskrepanzen im Umgang mit der Differenz, auf Erfahrungen, in denen die Zugehörigkeit zu einer Geschlechtsklasse problematisch wird und jene weitgehend im Hintergrund laufende, fraglos funktionierende ‚Gendermaschine‘ ins Stocken geraten ist.“ (ebd., 172) So können „Spuren einer Subjektivität greifbar werden“ und eventuell die „Idee des widerständigen Subjekts“ theoretisch weiter bearbeitbar gemacht werden.

In biographischen Erzählungen können aber auch „Prozesse der Dethematisierung und des ‚un-doing gender‘ (Hirschauer 2001)“ (Dausien 2009, 172) in den Blick genommen werden. „In einer biographischen Erzählung wird die gesellschaftliche Konstruktion von ‚Geschlecht‘ auf vielfältige und widersprüchliche Weise, implizit und explizit vorausgesetzt, integriert und in Form von ‚Fäden‘ oder Spuren in die je individuelle Geschichte aufgenommen, zu einer ‚eigenen Geschichte‘ formiert.“ (ebd.)

Demnach kann auch für die Analyse biographischer Erzählungen eine Frage aufgegriffen werden, die von Ursula Pasero (2003, 106; zit. in: Dausien 2009, 173) vor einem anderen theoretischen Hintergrund aufgeworfen wurde: „Die Frage lautet, wie einerseits Individualitätserwartungen durch geschlechtstypische Erwartungen durchkreuzt werden, und wie andererseits geschlechtsstereotype Verweise durch den

Imperativ der Individualisierung auf Distanz gebracht werden.“ Dausien beschreibt diese Frage als eine sowohl wissenschaftlich bedeutsame Frage, als auch eine Frage mit politischer Dimension. „Es ist eine Frage nach der Aneignung und Reproduktion gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse in den Lebenspraxen der Akteure einerseits und nach den Spielräumen (inter-)subjektiven Handelns und der Veränderung sozialer Strukturen andererseits.“ (Dausien 2009, 173)

Dieser Rahmen der Biographieforschung soll also ermöglichen biographische Konstruktionsprozesse in den Blick zu nehmen, die mit den Erfahrungen mit Geschlechterverhältnissen handelnd und reflexiv umgehen. Die Reproduktion gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse als Dimension im Wissenschaftlerin*-Werden sowie die Spielräume und Veränderungspotenziale herauszuarbeiten wird hier versucht werden. Wie dazu vorgegangen wird, wird im nächsten Kapitel beschrieben.

4. Methodisches Vorgehen

Methodisch wurde hier mit biographisch-narrativen Interviews gearbeitet, genaueres zum Material wird weiter unten beschrieben. Die Transkripte dieser Interviews wurden mittels Grounded Theory-basierten Vorgehens bearbeitet, angelehnt an der Methode von Dausien (1996), welche sie für ihre Dissertation ausführlich beschreibt. Für meine Arbeit ist folgendes Vorgehen abgeleitet worden:

Zunächst soll für jedes Interview ein Verlaufsprotokoll – mit erstem offenem Kodieren (tlw. selektives Kodieren) – und eine biographische Kurzbeschreibung erstellt werden. In einem nächsten Schritt folgt eine strukturelle Beschreibung (mit Verankerung im Erzähltext, wo möglich mit Forschungswerkstatt) eines Einzelfalles. Danach werden über eine analytische Abstraktion Vergleichsdimensionen herausgearbeitet, auf Basis derer eine vergleichende Analyse folgen kann.

Ziel ist dabei nicht, eine Typologie von Frauenbiographien zu erarbeiten, sondern hypothetisch formulierte Dimensionen mit denen Lebensgeschichten analysiert werden können, dabei jedoch in jedem Einzelfall „konkrete, zu anderen Fällen u. U. hoch-differente ‚Ausprägung‘ zulassen und signifikant beschreibbar machen.“ (Dausien 1996, 133)

4.1. Zum Material

Für die Masterarbeit wurden zwei biographisch-narrative Interviews bearbeitet. Biographisch-narrative Interviews wurden als Zugang gewählt, weil sie Raum bieten, „die Relevanzgesichtspunkte der Forschungssubjekte bei weitgehender Zurücknahme des Forschereinflusses zur Geltung (zu) bringen“ (Hoffmann-Riem 1980, 359, zit. in: Dausien 1996, 123)¹⁹. Die Erhebung erfolgte im Rahmen eines Auslandssemesters im Jahr 2017 – mit einer gewissen Distanz zur Heimatinstitution, aber in einem ähnlichen wissenschaftlichen Umfeld. Die Interviews sollten mit Wissenschaftlerinnen*²⁰ in der Postdoc-Phase (beziehungsweise nach dem Doktorat und vor/ohne voller

¹⁹ Die vorangegangenen Überlegungen zu Theorie und Methodologie der Biographieforschung und zur Bedeutung autobiographischer Erzählungen seien hier auch zur Frage nach der adäquaten empirischen Grundlage für die Fragestellungen der vorliegenden Arbeit herangezogen.

²⁰ Wissenschaftlerinnen* der Geistes-, Sozial- oder Kulturwissenschaften wurden interviewt, da in diesem Bereich weniger Forschung vorliegt als zu Wissenschaftlerinnen in MINT-Fächern, wohl aufgrund der Förderung von Forschung in letzterem Bereich.

Professur) geführt werden, da hier anzunehmen ist, dass die Auseinandersetzung mit der Positionierung als Wissenschaftlerin* in dieser Phase umso intensiver erfolgt. Außerdem ist in dieser Phase „das Verschwinden von Frauen aus der Wissenschaft [...] gegenüber Männern anteilig am größten“ (Kahlert 2013, 321).

Um einen Zugang zu finden, wurde ein Dokument erstellt, in dem ich kurz skizzierte, was mein Forschungsanliegen ist und Personen, die sich davon angesprochen fühlen, bat, mich zu kontaktieren. Dieses wurde sowohl über Netzwerke (Mentoringnetzwerk für Frauen in der Wissenschaft und Gleichstellungsbüroverteiler) an verschiedenen Hochschulen und Forschungseinrichtungen verteilt, sowie über die Bitte an Lehrende, es an Personen weiterzuleiten, von denen sie denken, dass sie für ein Interview passen und bereitstehen würden.

4.2. Transkription und Anonymisierung

Die verwendeten Interviews wurden vollständig transkribiert, und zwar mit einem in Anlehnung an Dausien (1996), Klinger (2014) und Thoma (2018) gewähltem Transkriptionsschlüssel, welcher sich im Anhang der Arbeit befindet. Die Transkriptionsweise arbeitet mit einem für biographisch-narrative Interviews im bildungswissenschaftlichen Bereich angemessenem Detaillierungsgrad: Pausen, abgebrochene Wörter und markante Veränderungen in der Sprechweise werden notiert, während Sonderzeichen vermieden werden, weitergehende sprachliche Feinheiten nicht berücksichtigt werden und auf gute Lesbarkeit geachtet wird (Dausien 1996, 124f).

Die Anonymisierung wurde jeweils vor dem Interview mit den Interviewpartnerinnen* abgeklärt – das ist sowohl forschungsethisch relevant und kann förderlich für eine Vertrauensbasis wirken. Alle Personennamen wurden durch Pseudonyme ersetzt und Referenzen auf Orte und Institutionen in Form von ‚A-Stadt‘, ‚B-Institution‘ u.Ä. überschrieben. Allerdings könnten bei einer rein nach diesen Regeln gestalteten Transkription Bedeutungsgehalte, die für die Forschung von gewisser Relevanz sind, verloren gehen. Daher wurde teilweise vorläufig mehr aus dem Text beibehalten, etwa durch Hinzufügen von Informationen die in einer Benennung enthalten sind in eckigen Klammern, welche in weiteren Schritten wiederum weiter anonymisiert werden konnten.

4.3. Auswertungsschritte

1. Erste Gliederung des Materials

1.1 Formale Strukturelemente

Es erfolgt eine segmentale Gliederung und es wird notiert um welche Textsorte - Erzählung, Beschreibung, Argumentation – es sich jeweils (hauptsächlich) handelt. Erzählte Lebensgeschichten bestehen (wie im Unterkapitel zu „Biographische Erzählungen als Konstruktionen“ auch deutlich geworden sein sollte) „nicht nur aus explizit narrativen Rekapitulationen, sondern ebenso aus erlebnisferneren, beschreibenden oder theoretischen Aussagen, die in Erzählungen eingelagert sind“ (Dausien 1996, 116) oder als selbstständige Einheiten vorkommen. „Von besonderem Interesse sind dabei theoretische Passagen, in denen der Erzähler [in der vorliegenden Arbeit: die Erzählerin] zu sich selbst, seiner Beziehung zur Welt und zu seiner Biographie Stellung nimmt“ (ebd.).

Anders als in der ursprünglichen Schütze-Vorgehensweise wird der Text daher nicht von nicht-narrativen Teilen ‚bereinigt‘, denn narrative, beschreibende und argumentative Passagen sind gerade auch in Beziehung zueinander von Interesse.

„Für die Auswertung heißt das konkret, dass zwischen verschiedenen ‚Darstellungsebenen‘ zu differenzieren ist: zwischen narrativen Passagen [...] und der theoretischen Haltung, die sie zu diesen Erlebnissen, zu sich selbst und ihrer Biographie einnimmt. Letztere drückt sich in der Erzählperspektive aus, vor allem in transnarrativen Passagen, in denen die Erzählerin explizit deutend, erklärend, argumentierend, kurz: theoretisch Stellung nimmt.“ (Dausien 1996, 117)

1.2 Thematischer Verlauf (der biografischen Haupterzählung)

Auch der thematische Verlauf soll bei der ersten Gliederung schon bedacht werden. Ziel ist es, den thematischen Verlauf zu identifizieren und miteinander in Beziehung zu setzen um zur (segmentierten, hierarchischen) Struktur des Textes zu kommen – was zum nächsten Schritt, der Erstellung des Verlaufsprotokolls führt.

2. Verlaufsprotokoll

Im Verlaufsprotokoll sollen der thematische Verlauf und formale Binnenstrukturen festgehalten werden, es dient also dazu die Struktur des Interviews sichtbar zu machen und im weiteren Forschungsprozess als Überblick zur Verfügung zu haben.

Hier bietet sich bereits Raum für erste Interpretationsideen (erstes offenes Kodieren).

3. *biographische Kurzbeschreibung*

In der biographischen Kurzbeschreibung wird der biographische Ablauf in chronologischer Folge rekonstruiert. Es wird versucht, den Text möglichst kurz und prägnant zu halten, aber die Perspektive der Interviewten darin aufzuheben.

4. *inhaltlich-strukturelle Beschreibung*

Hierbei wird eine line-by-line-Interpretation der Kernstellen durchgeführt. Dabei soll sowohl das Ziel nicht verloren gehen, „die biographischen Ereignisse in ihrer dargestellten Verkettung und die (sich verändernde) Haltung der Erzählerin zu diesen Ereignissen, ihrer Lebensgeschichte und zu sich selbst herauszuarbeiten“ (Dausien 1996, 129). Zugleich wird aber, um mit der Menge an Daten umgehen zu können, in der Bearbeitung auf Kernstellen fokussiert, diese werden genauer analysiert, andere Stellen werden eher überblicksmäßig und zusammenfassend im Blick behalten.

Das analytische Instrumentarium nimmt die kognitiven Figuren, die von Schütze als vier elementare Ordnungsbausteine für das Kommunikationsschema des Erzählens (Dausien 1996, 113) erarbeitet wurden, auf und versucht auch die theoretische Perspektive der Frage nach der Positionierung zu integrieren:

- Biographie- und Ereignisträger_innen (und ihre Beziehungen)
- Prozessstrukturen (biographische Handlungsschemata, institutionelle Ablaufmuster, Verlaufskurven und Wandlungsprozesse)
- Soziale Rahmen (in der vorliegenden Arbeit wird hier besonders auf soziale Rahmen zu Frausein/Geschlecht und Wissenschaft geachtet)
Hier richtet sich der Blick auch auf Positionierungen und Subjektivationsprozesse.
- Gesamtgestalt

Aufgrund der aufmerksamkeitsleitenden Fragen wird dabei auf die dritte Figur fokussiert.

Als analytisches Instrumentarium soll auf die drei Kontexte, die Dausien (2006, 203) für die Erforschung von Geschlechterkonstruktion in Biographien relevant gesetzt hat, zurückgegriffen werden. Mindestens folgende drei Kontexte gelten für die Text-

Text-Relation, die im Prozess der Interpretation hergestellt wird, als relevant und sind herauszuarbeiten:

- Die Biographie des Subjekts (Resultat eines Konstruktionsprozesses und auf konkrete Biographie im sozialen Raum verweisend)
- Der Interaktionsrahmen (Machtverhältnisse, Interessen, Differenz- und Identifikationsaspekte, Interaktionsdynamiken usw., auch Interaktionsordnungen „die relativ unabhängig von den konkreten Interaktionspartnern bestimmte Regeln vorgeben“ (ebd.))
- Kulturelle Muster und soziale Regeln (welche narrativen Muster, welche Vorbilder, welche kollektiven Deutungsmuster, welche informellen Regeln und soziale Vorgaben scheinen auf und sind – hypothetisch – wirksam geworden?)

Dabei wird auch versucht, Deutungsmuster für ein un/mögliches Frauenleben in den Erzählungen herauszuarbeiten, „nach normativen Regeln, aber auch nach Möglichkeitsräumen für Variationen und ‚Abweichungen‘, die u.U. in einer konkreten historischen Situation, einem konkreten (sub-)kulturellen Kontext, einer Familientradition usw. gegeben ist“ (ebd.) zu fragen.

In dieser Arbeitsphase geht es um ein theoretisches Aufbrechen des Materials. Ein komplexer Interpretationsprozess wird schließlich in zusammenhängender schriftlicher Form festgehalten, der inhaltlich-strukturellen Beschreibung. Sie dokumentiert in wesentlichen Zügen auch den Prozess der Interpretation selbst - wo dies wichtig scheint, wird z.B. auch Verworfenes, Fragen, etc. dokumentiert.

5. analytische Abstraktion

Anschließend wird versucht, „übergreifende Dimensionen der biographischen Erfahrungsaufschichtung“ (Dausien 1996, 131) herauszuarbeiten – diese sind noch im konkreten Fall verankert, weisen aber über diesen hinaus.

Im Laufe der strukturellen Beschreibung ist bereits zunehmend eine Verdichtung – durch permanenten Vergleich, Ausdifferenzierung und Betrachtung der Beziehungen der Dimensionen untereinander – das Ziel, mit der analytischen Abstraktion kann bereits ein erstes Hypothesengerüst formuliert werden. Die Abstraktionen sind mit Selektions- und Entscheidungsprozessen verbunden, d.h. in der Zusammenfassung eines Falls können durchaus verschiedene Interpretationsschwerpunkte gesetzt

werden (Dausien 1996, 132). Die Entscheidung für eine oder mehrere Kernkategorien oder Dimensionen erfolgt mit Heranziehen der Fragestellung der Studie und sensibilisierenden Konzepten.

Die analytische Abstraktion auf Einzelfallebene arbeitet also Dimensionen der biographischen Erfahrungsaufschichtung in einem fortschreitenden Abstraktions- und Selektionsprozess heraus, welche anschließend „als Vergleichsdimensionen für die Analyse weiterer Fälle herangezogen werden können“ (Dausien 1996, 131f), weitere Analysen bereichern können. „Bei den vorgeschlagenen Dimensionen handelt es sich nicht um ‚Eigenschaften‘ weiblicher Biographien, sondern um Möglichkeiten der (wissenschaftlichen) Betrachtung und Analyse“ (Dausien 1996, 133) – es handelt sich um Re-Konstruktionen, die den Anspruch erheben, an die lebensweltlichen (Re-)Konstruktionen der empirischen Subjekte anzuknüpfen, sie zu reformulieren und zu organisieren. Die in Folge dieser Arbeit „vorgeschlagene Hypothesenstruktur über die Dimensionen, ihre Unterkategorien und ihre Beziehungen zueinander leistet somit zwar nicht die einzig denkbare Organisation der empirischen Befunde, aber sie ist auch nicht beliebig.“ (Dausien 1996, 133) Es handelt sich um ein abduktives Verhältnis zwischen dem theoretischen Gerüst, der Hypothesenstruktur und der Empirie.

„Die Hypothesenstruktur ist auf der Basis der konkreten Fälle erarbeitet worden, aber sie formuliert, gewissermaßen auf einer Metaebene, die abstrakteren Dimensionen und Kategorien, die ‚Grammatik‘, deren empirische Realität wiederum nur auf der Ebene individueller Biographien in ihrer Einmaligkeit und Konkretheit stattfindet (‚Performanz‘), nur ‚durch den Einzelfall hindurch‘ wissenschaftlich greifbar ist.“ (Dausien 1996, 133)

Es sollen also Dimensionen in einer Hypothesenstruktur erarbeitet werden, die so konzipiert sind, dass sie auf alle Biographien (von Wissenschaftlerinnen*) anwendbar sind, „in jedem Einzelfall jedoch eine konkrete, zu anderen Fällen u.U. hochdifferente ‚Ausprägung‘ zulassen und signifikant beschreibbar machen.“ (ebd.) Ziel ist demnach nicht eine Typologie, sondern hypothetisch formulierte Dimensionen, die ein begrifflich-kategoriales Instrumentarium bereitstellen.

4.4. Kodieren

Grundsätzlich meint ‚Kodieren‘ das Verknüpfen von empirischem Material mit theoretischen Begriffen bzw. Kategorien. Die Grounded Theory arbeitet dabei jedoch nicht mit ex ante formulierten Kategorien, wie es nach hypothetiko-deduktiver

Forschungslogik²¹ sich anbieten würde, sondern einer abduktiven Forschungslogik folgend wird ein Kategorienschema schrittweise aufgebaut. Im Forschungsprozess geht es dabei um die Generierung von Kategorien, deren Eigenschaften oder Ausprägungen, sowie darum Hypothesen über Beziehungen zwischen Kategorien zu erarbeiten, mit dem Ziel einer Theoriekonstruktion (mittlerer Reichweite).

„Der Prozess des Kodierens folgt dabei dem grundlegenden *Prinzip des permanenten Vergleichs*.“ (Dausien 1996, 99) In Spiralbewegung arbeitet die Forscher*in am Material entlang, unternimmt eine systematische Herausarbeitung von Kontrasten und Ähnlichkeiten zu in der vergleichenden Spiralbewegung Wiederkehrendem.

Das Erarbeiten der Kategorien setzt ob der Komplexität des Datenmaterials gewissermaßen ein Wahrnehmungsschema voraus, eine ordnende und orientierende Perspektive der Forscherin*. Ein Zusammentreffen von Kontextwissen und Perspektive der Forscherin* mit dem empirischen Material speist den Kodierprozess, den Forschungsprozess. Dausien fasst es als Aufgabe eine Balance zu finden: „Dabei gilt es, eine prekäre Balance zu halten zwischen dem ‚Ertrinken‘ im Material und der Vervielfachung von Komplexität einerseits und dem Überstülpen theoretischer Kategorien nach dem Modell des deduktiven Kodierens andererseits.“ (Dausien 1996, 100)

Die Vorgehensweise bewegt sich von offenem Kodieren zu selektivem Kodieren. In einem Prozess zunehmender Konzentration um gewisse Kernkategorien wird die Selektivität gesteigert mit der auf die Formulierung von Theorien mittlerer Reichweite hingearbeitet werden soll. Zunächst beginnt die Analyse mittels offenen Kodierens, line-by-line wird vorerst „ohne Rücksicht auf inhaltliche Konsistenz oder formal-strukturelle Anforderungen der zukünftigen Theorie“ (Dausien 1996, 101) alles notiert, was unter einer bestimmten Perspektive (durch theoretische Rahmung und aufmerksamkeitsrichtende Fragen bestimmt) wichtig scheint. Im Verlauf des Kodierens werden zunehmend auch die Beziehungen der Kategorien zueinander und zu ihren Ausprägungen/Eigenschaften in den Blick genommen und dazu Memos verfasst. Es geht

²¹ Nach hypothetiko-deduktiver Forschungslogik werden aus vorab bestimmten Theorien Untersuchungsinstrumente konstruiert (etwa Kategoriensysteme), „mit deren Hilfe die zu Beginn formulierten theoretischen Konzepte dann operationalisiert werden“ (Kelle und Kluge 2010, 16). Die Kritik an diesem Modell fassen Kelle und Kluge folgendermaßen zusammen: „Wenn die Forschungstätigkeit mit der Operationalisierung formaler Kategorien beginnt, sei die Gefahr groß, dass die Sinn- und Bedeutungsstrukturen [...] durch die Relevanzsetzung der ForscherInnen überblendet werden.“ (ebd.)

um eine Ordnung und „Dimensionalisierung“ von Codes (Strauss 1991, 41; zit. in: Dausien 1996, 101). Zum Schluss des Kodierens sollen relevante Kategorien und Merkmale auf eine Kernkategorie bezogen werden, und das Datenmaterial dadurch selektiv im Blick auf diese Kategorie geordnet werden.

„Kodieren“ wurde in der vorliegenden Arbeit nicht systematisch angewendet, sondern nur soweit genutzt, um das Material zugänglich zu machen und eine Auswahl zu ermöglichen. Danach wurde an Stellen, die sich im offenen Kodieren als Kernstellen andeuteten genauer hingesehen und mit Interpretationstexten dazu weitergearbeitet.

4.5. Arbeit mit Ankerfall und Kernstellen

Das Erkenntnisinteresse der Arbeit noch einmal aufgreifend, gegenderte Subjektivationsprozesse in einem „feindlichen Feld“ re-konstruieren zu wollen, stellt sich nun die Frage, wie dies im Rahmen einer Masterarbeit bearbeitbar werden kann. Dabei sind Geschlechterverhältnisse als allgemeines Verhältnis zugleich in allen Biographien gewissermaßen als Fäden eingewoben, in Einzelfällen werden Geschlechterverhältnisse ausgedrückt und „begreifbar“, im dialektischen Zusammenwirken von Individuum und Gesellschaft - da aber in der vorliegenden Arbeit nicht alle Einzelfälle darstellbar sind, bedient sich die Arbeit eines Ankerfalles um das Verhältnis aufzugreifen und Subjektivationsprozesse bearbeitbar zu machen. Auf das Problem der Reduktion und Darstellung, dass sich in der Arbeit mit so umfangreichen empirischen Material im Rahmen einer Masterarbeit ergibt, wurde eine Antwort gefunden, die mit einem „Ankerfall“ und „Kernstellen“ arbeitet.

Begonnen wird der empirische Teil mit einer relativ ausführlichen Fallstudie, welche als Ankerfall für die in ersten Vergleichen entwickelten hypothetischen Dimensionen fungiert. Die Interpretationen zu diesem Fall werden genauer dokumentiert, um somit auch „das methodische Vorgehen und die Verankerung der an diesem Fall gewonnen Hypothesen im empirischen Material transparent zu machen“ (Dausien 1996, 134). Aus Gründen der Forschungsökonomie werden im Folgenden die entdeckten Dimensionen somit nur am Ankerfall exemplifiziert, zu dessen Auswahl im nächsten Kapitel Einblick gegeben wird. Auch dieser kann nicht vollständig dokumentiert werden – da es sich um ein sehr langes Transkript handelt, welches den Rahmen dieser

Masterarbeit sprengen würde –, sondern nur durch ‚Kernstellen‘, selektiv kodierte Schlüsselsequenzen, vorgestellt werden. Die Kernstellen sind dabei Schnittmengen zwischen der Präsentation der Konstruktionslogik des Einzelfalls und den forschungsleitenden Fragen. Die Vorgehensweise ist damit angelehnt an eine Arbeit von Peter Alheit, Kerstin Bast-Haider und Petra Dauschke (2004, 137), für die Erfordernisse der Masterarbeit aber nochmals zusammengezogen – es wurde gewissermaßen versucht sie ‚einzureduzieren‘, also in einem reduzierten Ausmaß den Nutzen der Vorgehensweise zu erhalten. Die Auswahl der Kernstellen und das Herausheben der Dimensionen erfolgt auch mit Blick auf einen Vergleichsfall, welcher hier jedoch nicht systematisch analysiert und dargestellt werden kann, weil dies auch zulasten der Nachvollziehbarkeit an dem Ankerfall gehen würde. Der zweite Fall kann nur noch als erster Ausblick für eine mögliche weitere Arbeit mit den Dimensionen herangezogen werden.

5. Darstellung der Interpretationen der Studie

In diesem Kapitel wird nun zunächst dargelegt, wie der Ankerfall ausgewählt wurde und darauffolgend werden Reflexionen zum Interview dargestellt, um Kommunikation, Einstieg ins Interview, Gesprächsatmosphäre und Besonderheiten nachvollziehbarer zu machen. Den Hauptteil dieses Kapitels²² bildet dann die Darstellung der Arbeit an den Dimensionen und Hypothesen, orientiert an der Dimension der Geschlechterrollen.

5.1. ‚Ankerfall‘ Emilia Wolle

Dieses Interview wurde als Ankerfall ausgewählt, weil sich hier durch Reinhören und Interviewnotizen/Memos bereits abzeichnete, dass Themen viel Raum einnehmen, die zur Klärung der Fragen zur Aufmerksamkeitsrichtung besonders beitragen können, und zum Teil auch sehr explizit zur Geschlechterkonstruktionen gesprochen wurde. Genaueres dazu folgt an späterer Stelle. Die Auswahl der Fallstudie Emilia Wolle erfolgte nach ersten Interpretationsnotizen aller erhobenen Fälle. Von diesen hätte zwar grundlegend - inhaltlich gesehen - jeder die Funktion zur genaueren Erarbeitung dieser Dimensionen erfüllen können, anhand des Falles von Emilia Wolle lassen sich diese jedoch besonders gut darstellen, da hier sehr vieles in einem Fall enthalten ist, die zentralen Dimensionen als ausreichend darstellbar schienen. Die Dimensionen können dann in einem weiteren Schritt mit anderen Fällen in Beziehung gesetzt werden, dabei kann die Arbeit an diesen Dimensionen weiter angereichert werden, was gegen Ende dieser Arbeit noch an einem Fall erprobt wird.

5.2. Reflexion zum Interview

Hier werden vorausgehende Kommunikation, Einstieg ins Interview, Gesprächsatmosphäre und Besonderheiten bzw. Auffälligkeiten zum Thema vorgestellt und überlegt, wie sich dies auf den Forschungsprozess ausgewirkt haben kann.

²² Dieser Teil der Arbeit unterscheidet sich in der von mir verwendeten Sprache vom Rest der Arbeit. In der Interpretation verwende ich häufiger eine mehr alltagssprachliche Form. Damit versuche ich in diesem Schritt noch näher am Material zu bleiben. So wird, denke ich, manchmal ermöglicht, eine Bedeutung, eine Stimmung oder ähnliches aufzuheben.

5.2.1. Vorausgehende Kommunikation

Emilia lebte zu der Zeit, als mein Aufruf zu Interviews verbreitet wurde, nur teilweise in Berlin. Sie hatte von einer Kollegin von meinem Vorhaben erfahren und sich per Mail an mich gewandt. Emilia zeigte grundsätzliche Bereitschaft mir ein Interview zu geben, sagte aber schon zu Beginn, dass sie wenig zeitliche Ressourcen habe und wollte demnach wissen, wie viel Zeit alles in Anspruch nehmen würde. Nach meinen Ausführungen bat sie um ein telefonisches Vorgespräch, weil das für sie leichter machbar wäre; für das Interview konnte sie sich an einem Wochenende Zeit nehmen.

Zu dem vereinbarten Termin konnte ich sie dann jedoch nicht erreichen, sie meldete sich am Folgetag per Mail, in der sie sich entschuldigte, dass sie sich nicht gemeldet hat und schrieb, dass zwar gerade viel passiere in ihrem Leben, sie aber dennoch weiter zum Interview bereit sei. Sie schlug vor, das Vorgespräch noch am selben Tag telefonisch nachzuholen. Mein erster Versuch zu telefonieren scheiterte am schlechten Empfang in dem Gebäude, in dem ich mich befand. Ich probierte es nach einem Ortswechsel nochmals.

Nach diesem holprigen Start entwickelte sich dennoch schnell eine positive Gesprächsatmosphäre. Ich erzählte, welchen Interviewort ich organisiert hatte: einen Extra-raum eines Cafés, unter Einbezug der Möglichkeiten und Wünsche von Emilia Wolle und meiner Ausrichtung nach einem ruhigen Ort. Ich denke, dass zur gut und vertrauensvoll wirkenden Gesprächsatmosphäre durch diese gemeinsamen Überlegungen zum Ort beigetragen wurde, sowie durch den Umstand, dass Emilia Wolle beim ursprünglichen Termin für das Vorgespräch etwas dazwischengekommen war, wofür sie sich entschuldigend zeigte.

Wir sprachen noch über die Form des biographischen Interviews, über Anonymisierung und Datenschutz. Zum Schluss fragte ich nach, ob sie noch Rückfragen habe. Emilia Wolle verneinte und sagte, sie fand es gut, dass wir über Interviewform und Anonymisierung gesprochen haben, und habe sonst keine Fragen zurzeit. Sie gab auch zu verstehen, dass sie es positiv sehe, dass das Interview schon in wenigen Tagen stattfinden würde.

5.2.2. Gesprächsatmosphäre

Wie bereits im Vorgespräch, hatte ich auch zum Interviewtermin eine positive und vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre verspürt. Emilia Wolle hatte ganz kurz vorm Interview erfahren, dass sie schwanger ist - obwohl medizinisch als unwahrscheinlich galt, dass sie schwanger werden würde und es daher auch keine Planungen, wohl aber einen gewissen Wunsch nach einem Kind gegeben hatte. Dies machte eine Besonderheit der Interviewsituation aus. Sie wusste aus der Terminabsprache, dass ich auch ein Kind hatte, und schien darüber eine gewisse Verbindung herzustellen, wenn im Interview oder im Gespräch ‚rundherum‘ Mutterschaft und Kinder als Themen aufkamen, bezog sie mich auch mehr ins Gespräch ein, sagte so etwas wie, das werde ich ja kennen oder fragte (rhetorisch) nach wie das bei mir so sei. Sie zeigte sich auch interessiert an Biographieforschung und an der Frage nach Forschung zu Wissenschaftlerinnen*-Biographien. Darüber haben wir uns vor und nach dem Interview unterhalten.

Nadja Thoma schreibt von einer asymmetrischen Interviewsituation: „Es besteht ein ‚Informations- und Intimitätsgefälle‘ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b:82), das dadurch gekennzeichnet ist, dass Erzähler*innen einer fremden Person Einblick in ihr Leben geben, während sie von ihrem Gegenüber keine entsprechende ‚Selbstoffenbarung‘ erwarten können“ (Thoma 2017, 66). Vermutlich konnte diese Asymmetrie etwas aufgebrochen werden, da es für dieses Interview mehr Kommunikation davor gab, als ursprünglich geplant – durch ein Nicht-erreichbar-Sein und Terminverschiebung, die die Interviewpartnerin* mit Veränderungen aufgrund der Schwangerschaft in Verbindung thematisierte. Darüber kamen wir auch zu Sprechen auf mein Kind und dadurch gab es vielleicht mehr Einblick auch in die andere (unüblichere) Richtung und ein weniger an Asymmetrie. Weiter zur Entschärfung der Asymmetrie könnte hier – wie in anderen Interviews – beigetragen haben, dass auf einer anderen Ebene eine Asymmetrie in die andere Richtung sozusagen besteht: auf akademischer Ebene meine Rolle als Studentin und ihre Rolle als Wissenschaftlerin*.

5.2.3. Einstieg ins Interview

Die Erzählaufforderung bis Zeile 8 wurde auch in einer Interpretationsgruppe analysiert und diskutiert. In der Erzählbitte wurden die Erwartungen formuliert, aber

sozusagen ‚in Watte gepackt‘. So verweist z.B. die Verwendung des Wortes „eben“ (1/2)²³ zum einen auf Vorwissen - sie kann markieren, dass davor schon darüber gesprochen wurde - und hat ein begründendes Moment - im Sinne eines ‚eben deshalb‘, zugleich ist das Wort eingebunden in die Wendung „ich würd dich eben“ (ebd.) und damit eine vorsichtig wirkende Formulierung.

Die Erwartungen, die formuliert werden, sind durchaus hohe, sie beziehen sich auf die „gesamte Lebensgeschichte“ (1/3). Das könnte aber auch als Entlastung verstanden werden, so, dass es nichts ‚Falsches‘ gibt, weil das Gesamte im Interesse ist und nicht nur was nach Forscherinnenmeinung eine Rolle spielt oder Gegenstand sein sollte. Es wird „mein Interesse“ (1/2-3) auf eine offen bleibende Art zur Sprache gebracht, wodurch sich hohe Anforderungen andeuten, in Bezug auf das Verständnis was da jetzt gefragt wird. Mit dem Hinweis „wir haben ja uns auch jetzt eigentlich viel Zeit genommen- genug Zeit genommen“ (1/6-7) schwingt mit, dass wir auch bereit sind für die hohen Anforderungen des Interviews, auch ein ‚wir beide‘, und somit scheint auch etwas von der Beziehungsarbeit in der Vorbereitungszeit durch. In den Zeilen 7 und 8 wird die Interviewform vermittelt, die Methode wird also in der Erzählaufforderung präsentiert, transportiert. Dies kann auch als Abstecken des Rahmens gesehen werden.

Die ersten Sätze von Emilia Wolle zeigen eine Suchbewegung, sie sucht Worte und Themen. Nach den klassischen Daten zur Selbsteinführung (Geburtsort und Nennen der Eltern) kommt das Thema der Berufe ihrer Eltern auf, bzw. Ausbildung/Studium zur Zeit ihrer Geburt. Mit dem Thema verknüpft erzählt sie über ihre Kindheit und das Familienleben.

5.3. Zur Arbeit an den Dimensionen und Hypothesen

Nach den Auswertungsschritten am Interview von Emilia Wolle, von der segmentalen Gliederung bis zur inhaltlich-strukturellen Beschreibung, wird nun daran gegangen übergreifende Dimensionen der biographischen Erfahrungsaufschichtung herauszuarbeiten - dies noch im konkreten Fall verankert, aber über diesen hinausweisend.

²³ Für alle im Folgenden zitierten Interviewausschnitte gilt: Textstellen aus dem Transkript werden, wie hier, durch Seiten- und Zeilenangabe - abgetrennt durch einen Schrägstrich - gekennzeichnet. Alle im fünften Kapitel zitierten Interviewausschnitte stammen aus dem Transkript zu Interview 4 (Hackl 2017, unveröffentlicht). Im Kapitel 6.2. stammen die zitierten Interviewausschnitte aus dem Transkript zu Interview 1 (ebd.).

Die vorhergehenden Arbeitsschritte werden hier nicht eigens abgebildet, da dies zu viel Platz einnehmen und eine Anonymisierung erschweren würde, denn es könnten durch all die Details leicht Rückschlüsse gezogen werden. In der folgenden Darstellung wird also aus forschungsethischen und forschungsökonomischen Gründen an den Dimensionen, bzw. an der dominantesten Dimension orientiert gearbeitet, und am Erzählverlauf und der Erzählstruktur von Emilia Wolle entlang, wobei nur so viel von der Arbeit am Material (und von den biographischen Details) miteinbezogen wird, wie es für den Nachvollzug der Erarbeitung der Dimensionen notwendig erscheint. Dies mag nun zum einen Leser*innen irritieren, die bezüglich der Biographieforschung gewohnt sind, dass Kurzbiographien veröffentlicht werden, und zum anderen Neugierde enttäuschen und Orientierung erschweren, wird aber aus oben genannten Gründen für notwendig erachtet. Insbesondere sollte die bessere Anonymisierung priorisiert werden, da es sich um aktuell im Feld tätige Personen handelt.

Als Dimensionen haben sich im Fall gezeigt, indem sie immer wieder im Verlauf als Thema oder als Interpretationsnotiz aufkamen, sich dadurch im Laufe der sequentiellen Bearbeitung als übergreifende Dimension andeuteten und wie danach beschrieben wird auch in eine Art Strategie der Erzählerin eingebunden sind:

- Geschlechterrollen/„Frauenrollen“
- „Stimme“/Sprachmacht
- Allein(Gelassen)Sein – Selbstständigkeit – Beziehungsdimension

Es zeigt sich außerdem immer wieder die Ambivalenz gegenüber dem Chaotischem: Zum einen wird so etwas wie ein positives chaotisches Leben an einigen Stellen erzählt, diesem wird aber auch entgegengewirkt. Das zeigt sich etwa in ihrem Wunsch nach Klarheit, der sich z.B. für sie mit dem Fachinteresse verbindet, und der Verbindung, die sie zwischen Vater und Chaotischem schon zu Beginn des Interviews als prägend nennt. Dies wird in Verbindung mit den Dimensionen betrachtet.

Weiters zeichnet sich eine Strategie ab, die Dimensionen zu verbinden scheint, und in unterschiedlichen Passagen erscheint: Die Erzählerin* versucht einen Umgang mit schwierigen Situationen zu finden und orientiert sich auch allgemeiner in solch eine Richtung, indem sie ein aktives In-Beziehung-Treten bzw. Beziehung-Suchen nutzt und so etwas wie der Aufbau einer solidarischen Kollektivität versucht wird.

Aufgrund der forschungsleitenden Fragen erfolgt die Darstellung zunächst entlang der Dimension der Geschlechterrollen. Dabei wird mit Fokus auf die Stellen, an denen die Dimension erarbeitet wurde entlang der Erzählstruktur von Emilia Wolle vorgegangen, um den Verlauf der Erzählerin* ernst zu nehmen und gut mit im Blick zu haben. Es wird anschließend, nach der Darstellung der Dimension, die Frage nach der Strategie wieder aufgegriffen, um sie so genauer fassen zu können.

Dabei zeigt sich für mich als Betrachterin* und ZuhörerIn* auch auf, wie solche Rollenbilder noch immer in Biographien wirken, wie sie hier in dieser Biographie wirken, konkret: benutzt werden, um zu argumentieren. Sie wirken in die Biographie hinein, die Erzählerin* benutzt sie, um ihre Biographie zu erzählen. Im Folgenden ist dies nachzuvollziehen, es folgen nun somit die Interpretationen der Kernstellen zur Dimension der Geschlechterrollen entlang der Erzählstruktur Emilia Wolles.

5.4. Geschlechterrollen/Frauenrollen – Fallstudie Emilia Wolle

Hier wird nun die im Verlauf immer wieder kehrende Dimension der Geschlechterrollen²⁴ herausgearbeitet. Begonnen wird dabei mit der Anfangssequenz, weil bereits in der weiteren Anfangssequenz Geschlechterrollen als Interpretationsmöglichkeit zum ersten Mal notiert wurden.

5.4.1. Anfangssequenz

Emilia Wolle spricht im ersten Suprasegment zum Einstieg, zur Orientierung gleich nach den üblichen Daten zur Selbsteinführung über die Tätigkeiten ihrer Eltern und wie diese sich auf das Familienleben auswirkten.

Das Thema der beruflichen Einordnung ihrer Eltern beginnt sie zunächst zu ihrem Vater, wobei sie den folgenden Satz über ihre Mutter auch unterbricht, mit einem betonten „oder“ (Z11). Sie kehrt damit noch einmal zu ihrem Vater zurück, es scheint ihr eingefallen zu sein, dass er zu der Zeit ihrer Geburt noch nicht den Beruf ausgeübt hat, sondern noch an der Schule war – vielleicht ist ihr das auch deshalb an dieser Stelle eingefallen, an der sie über die Mutter zu sprechen begonnen hatte, weil auch

²⁴ Von Emilia Wolle wurden „Rollen“ an einer Stelle explizit als „Frauenrollen“ in die Erzählung eingebracht, von mir wurden sie aufgrund der zusammenblickenden Dimensionierung mit anderen Stellen als ‚Geschlechterrollen‘ überschrieben.

ihre Mutter zu dem Zeitpunkt studiert hat - was sie dann als nächstes sagt. Die Berufstätigkeit des Vaters in der Kindheit wird dann zum Thema, durch welches sie das Familienleben zur Zeit ihrer Kindheit sehr beeinflusst sah.

Die Erzählerin* kontrastiert dann gewissermaßen. Zum einen ist da die Berufstätigkeit des Vaters, die dazu führt, dass er „viel unterwegs“ (1/15) ist, teilweise wohl mit der Tochter für kürzere Zeit, zum anderen hat das aber auch dazu geführt, dass die Familie mit ihm umgezogen ist. Als prägend nennt sie, dass es „immer sehr chaotisch war“ (1/14) durch das Unterwegs-Sein des Vaters. Wenn er zuhause war, dann hat er als „Gesellschaftsmensch“ (2/11) Leute eingeladen und das Haus gefüllt, „für den gesamten Haushalt zuständig“ hat Emilia dann aber ihre Mutter erlebt, die außerdem jedoch noch mit ganz vielen anderen Qualitäten dargestellt wird. Die Mutter wird als Studentin zu Beginn des Interviews, also zur Geburtszeit, vorgestellt, zur Erzählung der Kindheit wird noch etwas als prägend herausgestellt:

„was mich (1) geprägt hat ja schon ähm ist dieses/- also sie war sehr sehr gut in der Schule schon auch im im Studium und ihr Professor wollte eigentlich immer dass sie (einatmen) dass sie promoviert“ (2/4-7)

Das habe sie nicht gemacht, zum einen „auch unsretwegen nicht gemacht- ihr waren die Kinder dann immer sehr viel wichtiger und (einatmen) und ich hatt aber auch das Gefühl dass (1) mein Vater war halt der is nicht so jemand“ (2/8-10) der im Haushalt mitgeholfen hätte, wie sie dann weiter ausführt und was für Emilia mit der Entscheidung der Mutter gegen die Promotion verbunden scheint.

Auch von Bedeutung scheint ihr dabei zu sein, dass ihre Mutter sie „früh bekommen“ (1/13) hat. Sie thematisiert dies an einer Stelle zur Mutter, es dürfte für sie mehr auf die Mutter oder von der Mutter wirken. Es scheint mit der spezifischen Situation der Mutter und deren Lebensverhältnissen in Verbindung für Emilia Wolle von Bedeutung (- ob die Mutter selbst das so sieht, ist eine andere Frage).

- ➔ Die Erzählerin* spricht hier auch eine weitere Dimension an, sie meint ihre Mutter sei damit (mit dem Haushalt?) „glaub ich schon recht viel allein“ (2/13-14) gewesen. Bereits an dieser frühen Stelle zeigt sich dadurch auch, wie die Dimensionen dieser Arbeit verwoben sind. Obwohl zum einen versucht wird sie analytisch zu trennen, um sie besser bearbeitbar zu machen, wird andererseits auch diese Verwobenheit betrachtet.

An dieser Stelle zeichnet sie über den Vater die Unterscheidung zwischen Gesellschaftsmensch und Haushaltsmensch. Wobei für den Vater nur ein ‚Entweder-oder‘ gesehen wird: Er sei Gesellschaftsmensch und hilft deshalb nicht im Haushalt. Die Mutter hingegen ist zwar Haushaltsmensch, hat aber doch auch ihr Studium fertig gemacht, war für die Kinder da, hat später auch gearbeitet, wird also nicht auf eine der zwei Optionen festgelegt.

Hier stellte sich also bereits die Frage, inwiefern sie hier auch Geschlechterrollen oder Geschlechterkonstruktionen verhandelt? Inwiefern steht da auch die Frage nach Überschreitungen dahinter, die sie für die Mutter grundsätzlich als möglich erachten dürfte, aber durch mangelnde Unterstützung und durch das frühe Kind-bekommen für nicht realisierbar erklärt?

Im Folgenden wird auch die Textebene genauer betrachtet, um den Blick auf diese Passage zu ergänzen. Die ersten Worte und Sätze, vor und zu Beginn der Passagen zu den Tätigkeiten der Eltern, wirken nicht sehr zurechtgelegt, vielmehr weisen zum Beispiel die vielen „ähm“ und einige Umbrüche/Umschwenke in der Formulierung auf eine Suchbewegung hin, es kann geschlossen werden, dass sich die Biographin auf die Situation der besonderen Interviewform, auf die Möglichkeit zu suchen eingelassen hat. Es wird dann im Wechsel zwischen verschiedenen Erzählzeiten und zwischen Beschreibung, Erzählung und Argumentation fortgefahren. Sie scheint chronologisch erzählen zu wollen, es fallen ihr aber Hintergründe ein, die sie einschieben muss - sie führt also entlang gewisser Vorstellungen von wichtigen Informationen zu sich und von chronologischem Erzählen ein, die Erzählschwänge beginnen aber auch in Richtung Detaillierung zu wirken und sie hat anscheinend auch einige Selbsttheorien dazu anzubieten.

Die Erzählerin könnte mit diesem Einstieg eine Art Theorie vorbereiten. Emilia Wolle erzählt über ihre Eltern, bezieht das Erzählte auch auf sich, eventuell um ihr Werden zu entwerfen und zu begründen.

Beide Eltern scheinen dabei auch als besonders. Emilia Wolle thematisiert bereits an dieser Stelle Ungelebtes, was nicht ging für die Mutter, wertet es aber nicht negativ. In ihrer Geschichte scheint es der Vater leichter zu haben, die Mutter wird eigentlich als sehr stark dargestellt, es wird erzählt was sie alles kann – aber es wird auch eine

Lücke dargestellt, was nicht gemacht werden kann und warum. Nicht vergessen werden sollte, dass es sich um die Tochterperspektive handelt, die Mutter zum Beispiel könnte zu diesen Themen eine andere Sichtweise haben, vielleicht andere Relevanzsetzungen.

Die Passage erscheint als eine Erzählung einer Erzählerin, die sehr gewohnt ist, über sich zu reflektieren, zum Beispiel sich zu fragen ‚Was hat mich geprägt?‘, Ereignisse und Begebenheiten auf eine reflexive Weise zu kommentieren.

5.4.2. ‚Schwester eigene Faust‘

Im Segment, in dem die Erzählerin über ihr freiwilliges soziales Jahr (FSJ) in B-Land organisiert von einem katholischen Orden erzählt, tritt eine Person besonders hervor, die ich ‚Schwester eigene Faust‘ nenne, da sie zunächst von Emilia charakterisiert wird als die „eine Schwester die ist quasi (1) ähm die wollt was eigenes machen- auf eigene Faust“ (9/6-7), bevor erst gegen Ende ihr Name genannt wird, Schwester Elisa (anonymisiert).

„(einatmen) dann die das war so n kleiner Schwesterorden- das war n deutscher Orden aber die hatten auch Schwestern aus B-Land und die haben dort ähm das war ganz schräg- die haben (1) die haben eigentlich in nem Kinderheim in Hauptstadt-B-Land gearbeitet und dann gabs so eine Schwester die ist quasi (1) ähm die wollt was eigenes machen- auf eigene Faust und ist dann in durch Dörfer gereist und hat dann dieses Dorf gefunden was so sehr arm war und hat dann gesagt sie baut da ihr eigenes Kinderheim auf.“ (9/2-8)

Zunächst beschreibt die Erzählerin die institutionelle Einordnung ihres FSJ-Aufenthalts. Es geht zum einen um die Ordensstruktur, die sich zwischen zwei Ländern spannt und dann kommt das, was „ganz schräg“ (9/4) war: dass neben dem eigentlichen Projekt in der Hauptstadt durch eine Schwester ein zweites Projekt in einem Dorf geschaffen wird. Emilia unterscheidet zwischen einer nicht näher beschreibungswürdigen Personengruppe „die“ und der einen Schwester, zu der mehr erzählt wird, der eine besondere Rolle zukommt in der Geschichte.

Diese Schwester wird dadurch gekennzeichnet, dass sie etwas Eigenes machen will, sich ein Projekt sucht und einen Anspruch auf Durchführung erhebt – bemerkenswert, dass auch dieser Durchführungsanspruch von ihr als Einzelperson geprägt erzählt wird, als würde sie den Aufbau komplett ‚auf eigene Faust‘ stemmen. Ihr wird hier von der Erzählerin somit eine besondere Stärke aufgebaut.

„(einatmen) und die anderen Schwestern in Deutschland fanden das nicht so gut- das das gehört sich ja nicht so dass da eine deutsche Schwester einfach allein in so nem Dorf ist“ (9/9-11)

Hier wird ein Konventionsbruch von der Erzählerin dargestellt, die Feststellung der Nichtpassung und die Ablehnung wird zunächst den „anderen Schwestern“²⁵ zugeschrieben, dann aber auch allgemeiner formuliert „das gehört sich ja nicht so“. Eine Alleinunternehmung von einer deutschen Schwester ist also nicht in Ordnung – die Ordnung, die hier gestört wird ist wohl eine christliche und institutionelle (im Orden), aber auch eine geschlechtliche – es kann vermutet werden, dass männliche Ordensleute wohl eher allein in einem Dorf ‚in Ordnung‘ sind. Der zweite Teil („das gehört sich ja nicht so dass...“) könnte hier verstanden werden, als das, was die anderen Schwestern gesagt haben, also als Ausführung inwiefern sie das nicht gut fanden, könnte aber andererseits auch von Emilia selbst kommen, wenn sie (auch) findet, dass sich das nicht gehört.

„und da haben die andere Schwestern hingeschickt dass die dort vielleicht auch was mit aufbauen- und haben dann n Haus gebaut. (einatmen) und als die anderen Schwestern kamen mit denen kam ich dann auch zusammen- also ich kam sozusagen in dieses Dorf und die sollten ein neues Haus aufbauen und es war völlig klar unklar was soll jetzt aus diesem Haus was soll jetzt damit gemacht werden. die eine Schwester hatte irgendwie die die dann den Frauen dort im Dorf nähren beizubringen und kochen beizubringen und das ist natürlich absurd weil die Leute schon (1) kochen und nähren auf ihre eigene Weise. und das waren so ältere Schwestern das war wirklich sehr kompliziert.“ (9/11-19)

Als Reaktion auf den Konventions- oder Ordnungsbruch haben „die“ andere Schwestern hingeschickt. Das eröffnet zum einen die Frage auf wen sich dieses „die“ bezieht: die leitenden Personen des Ordens – die Involvierten vor Ort oder die Nicht-Involvierten von quasi einer Ebene weiter oben in der Ordenshierarchie – könnten hier gemeint sein. Zum anderen zeigt es auf, dass nicht das Vorhaben dieser Schwester, die auf eigene Faust handelt, unterbunden wird (vielleicht auch nicht werden kann – könnte ein Verweis auf die Handlungsmacht der Schwester bzw. die Verhältnisse im Orden sein), sondern nur durch andere das Allein-Unternehmen durchkreuzt wird: Sie kann machen was sie will, aber nicht alleine. Ob das für die Schwester, die das

²⁵ Es wird auf eine wiederholte Quellenangabe im Interpretationstext immer dann verzichtet, wenn aus dem Teil des Transkripts zitiert wird, der bereits darüber als Zitat vorangestellt wurde.

Projekt im Dorf durchgesetzt hat, nun etwas Wünschenswertes hat, dass sie Unterstützung geschickt bekommt oder dies eher als Beschneidung der Eigenständigkeit gesehen wird, bleibt an dieser Stelle offen.

Emilia kommt dann mit den anderen Schwestern gemeinsam dort an, hinein in eine unklare Situation. Eine Schwester schmiedet Pläne, die von Emilia aber als absurd bezeichnet werden. Die Pläne scheinen für Emilia die Situation zu verkennen, die eigene Weise der Leute vor Ort nicht zu berücksichtigen. Zusätzlich – damit verbunden? – erscheint ihr das höhere Alter der Schwestern die Situation zu verkomplizieren.

„und dann gabs aber eine b-ländische Schwester (1) die dann dort mit angefangen hat- die war aber auch- also die war ein Jahr schon in Deutschland um diesen Orden kennenzulernen dann ist sie da mit hin gekommen (1) und die war so ne Anpackende- also so ne so ne ganz starke- fast fast teilweise zu stark fand ich- aber so ne ganz Anpackende und die hat das so alles in die Hand genommen- die andern Schwestern blieben dann oben im (lacht) im ersten und zweiten Stock und ihre Aufgaben ihre Projekte wurden dann eigentlich also das die haben das mal probiert und das hat nicht stattgefunden“ (9/19-10/1)

Danach wird erzählt, wie die Tätigkeiten der anderen Schwestern im Sande verlaufen sind. Emilia erklärt sich das dadurch, dass sie an den Lebensrealitäten der Menschen im Dorf vorbeigeplant haben und sich die anderen Schwestern zurückgezogen haben als das Geplante nicht angenommen wurde. Es kann als Fortsetzung zum vorhergehenden Subsegment gesehen werden.

Das steht gewissermaßen im Kontrast zur Schwester über die hier zuerst gesprochen wird, die als eine „Anpackende“ charakterisiert wird. Hier werden ihre Stärke und die Bedeutung dieser im Erzählen ausgehandelt. Dass sie eine ganz Starke war wird zunächst zweifelsfrei gesagt, dann als es aber darum geht wie Emilia das fand, wird die Ausdrucksweise unsicherer: sie fand es „fast fast teilweise zu stark“. Ob „eine ganz Starke“ zu sein nun positiv oder negativ zu sehen ist, ist für Emilia an dieser Stelle anscheinend nicht fix – sie tendiert dazu, es als zu viel zu werten, aber auch nur fast und teilweise.

„(einatmen) und dann waren die halt dann immer oben und waren dann halt nur noch für so Finanzangelegenheiten und so zuständig. Das war schon n bisschen krass und äh (einatmen) genau und ich hab dann mit Schwester Elisa so hieß die ähm dieses eigentlich quasi das aufgebaut ähm und dann ging es halt darum wir haben [...]“ (10/4-8)

Es folgt eine Aufzählung, was Emilia Wolle und Schwester Elisa gemeinsam gemacht und aufgebaut haben. Erst als die zwei Anpackenden gemeinsam handelnd werden, Emilia Wolle involviert ist und mit Schwester Elisa in Beziehung getreten zu sein scheint, wird genauer erzählt, was sie dort gemacht hat/haben.

In der Evaluation zum Schluss des Segments kommt die Erzählerin noch einmal auf Schwester Elisa und deren Bedeutung zurück:

„(Einatmen) Das war schräg die ganze Zeit weil (einatmen) eben keine klaren Aufgaben eigentlich vorgegeben waren- das war alles so ne komische Situation auch ne ganz komische Atmosphäre mit diesen deutschen Schwestern- (einatmen) die das alles überhaupt nicht gut fanden- sich irgendwie nicht richtig da wohl fühlten- dann Schwester Elisa die das eigentlich fast zu stark war oder alles so an sich gerissen hat (1) sehr also schon unglaublich charismatisch- aber das war auch so also das weiß ich jetzt noch also sie ist immer noch dort und ich hab auch viel Kontakt mit den mit den Kindern die ich damals (einatmen) betreut hab ähm [...]. genau aber ich weiß nach wie vor dass die halt immer ihre Günstlinge hat und die unterstützt sie halt und dann die die das nicht so machen wie sie das gerne möchte- die werden dann nicht unterstützt- das ist ganz schön krass. genau- aber trotzdem hat mich das ähm also einmal ich glaube (1) einmal hat mich diese Frau natürlich sehr beeindruckt und hat mich glaub ich auch einfach die werd ich auch einfach nicht vergessen diese diese Frau also diese einfach diese Stärke. (1) aber auch diese St_ aber auch zu sehen was mit dieser Stärke auch kaputt gehen kann- also dass man halt bestimmte Sachen sie dann halt vielleicht übersieht oder also das ist einfach zu (1) zu viel war“ (10/17-11/10)

Schwester Elisa hat auf der einen Seite sehr beeindruckt, was Emilia nicht vergessen wird ist „diese Frau also diese einfach diese Stärke“, die Erzählerin markiert hier also geschlechtlich und betont die Stärke mehrfach. Andererseits ist für Emilia auch bedeutsam, „was mit dieser Stärke auch kaputt gehen kann“, dass an sich gerissen und übersehen wird. Dabei spielen „Günstlinge“ für Emilia eine Rolle, sie meint, dass nicht alle unterstützt werden, die Unterstützung davon abhängt, ob gemacht wird „wie sie das gerne möchte“. Die Stärke hört also da auf positiv bewertet zu werden, wo die Beteiligung anderer nicht gleichberechtigt möglich ist. Hier ist vielleicht die Frage nach solidarischer Beziehungsmöglichkeit eingeschrieben.

5.4.3. Erststudium

„/(stockend) und ähm (2) mmh dann hab ich (2) genau haben wir hab ich in D-Stadt studiert (1) VWL (1) ähm (1) und war (1) war äh/ war in der Fachschaft und war auch ähm Studentenvertreterin für VWL und dann gabs so ganz viele das war glaub ich auch (1) ganz so so eklich solche ähm Streit_ Streitigkeiten zwischen den Professoren“ (16/14-18)

Hier steigt sie nun nach der Passage zur Studien(ort)wahl in die Passage zum Studium selbst ein. Es ist auffällig, dass sie hier nicht sehr konkret erzählt, es handelt sich um eine narrative Passage in einem knappen Berichtsstil. Die Passage ist stockend gesprochen zu Beginn und geht dann in ein Detailthema über, ohne dass davor viel zum Studium, zum Studienbeginn und wie sie das erlebte gesagt worden wäre. Dass zunächst stockend gesprochen wird, kann auf eine Suchbewegung hinweisen, ein Überlegen ob/was erzählt wird. Anscheinend ist die Fachschaft/stägigkeit (und die dabei miterlebten Streitigkeiten) ein wichtiges Thema für sie bezüglich des Studiums, wenn dies das erste ist über das mehr gesprochen wird und sie hier in flüssiges Sprechen kommt.

In Zeile 15 schwankt sie zwischen den Formen ‚ich‘ und ‚wir‘ im Satz über das Studierthaben in D-Stadt. Wägt sie die Bedeutung von anderen für diesen Lebensabschnitt ab? Wer ist in ihrem ‚wir‘ enthalten: es könnte die Fachschaft sein, über die gleich danach gesprochen wird, oder auch eine oder mehrere sonstige nahe Personen, die sie mit dem Lebensabschnitt verknüpft sieht? Nachdem rundherum oder kurz danach keine Person in der Geschichte eingeführt wird, auf die sich das wir beziehen könnte, ist wahrscheinlich die Fachschafts-Gruppe gemeint.

Dass sie gleich als erstes über die Fachschaftserfahrung spricht, erscheint früh in der Erzählung über das erste Studium. Vielleicht ist dies auch eine Erzählung, die zeigen soll, dass sie sich aktiv einbringt. Oder es dient dazu, um Konflikthafes aufzuzeigen, das für sie dann wohl eine große Rolle in diesem Lebensabschnitt gespielt haben dürfte. Eventuell gibt es hier auch ein Anschließen an die Stelle davor, denn in der Erzählung über den Großvater und D-Stadt schwang auch Konflikthafes mit (der jüdische Großvater in der deutschen Stadt dürfte wohl um die Zeit des zweiten Weltkrieges studiert haben, vermutlich kurz danach).

Eine Interpretationsmöglichkeit wäre, dass sie mit den Erzählungen über das Nachforschen zur Familiengeschichte und über die Tätigkeit in der Studierendenvertretung (verbunden mit Erzählung von konflikthafte Situationen) auch darstellt ‚ich bin nicht eine, die wegschaut, wenn was nicht passt‘, sie könnte damit ihre handlungsaktive Darstellung stärken.

Die Adjektivierung der Streitigkeiten als „eklich“ lässt sie hervorstechen, da dies die Üblichkeiten in diesem Rahmen bricht – die Erwartungen an Streitigkeiten zwischen Professoren wären wohl andere, sie bricht das Bild von angesehenen Wissenschaftler(*inne)n an dieser Stelle.

„(2) ähm (1) witzigerweise hab ich gestern so ich war jetzt auf nem Workshop und da war dieser eine Professor der rausgeekelt wurde (1) der war jetzt auch bei diesem Workshop (einatmen) ganz komisch- der ist dann nach C-Stadt gegangen aber- genau und es gab ganz oder es war ganz eklich.“ (16/19-22)

Nach einer Pause springt sie in die Zeit des Erzählens, etwas Aktuelles wird eingefügt. Vielleicht ist ihr an der Stelle eingefallen, dass sie einen der Protagonisten* von damals gestern gesehen hat, vielleicht sind die Erinnerungen an die Streitereien auch wegen des Sehens vom Vortag so präsent?

Wenn die Erzählerin von rausekeln spricht, macht sie damit auch deutlich wie weit das (in ihrer Wahrnehmung) ging, wie massiv und weitreichend die Streitereien ausgetragen bzw. wahrgenommen wurden.

„das war so eklich zu sehen diese Professoren diese alten Herren- vor denen man eigentlich Respekt hatte- irgendwie Respekt hatte und dann in diesen (1) Fakultät_ Fakultätsratssitzungs_ sitzen die dann (1) und ä streiten- also es ist nicht mal streiten- sind dann belei_ der eine ist beleidigt- geht raus (1) dann (1) nur Männer ne? es gab keine Frau die da die da Professoren waren- nur Männer. Der- auch der Frauenbeauftragte war ne Fr_ n Mann //(lacht)//
JH: //(lacht)//
IP4: und war der ekligste eigentlich von allen und ähm und ich fand das so eklich. also diese Form wie die sich (1) wie die sich auch gegenseitig beleidigt haben (1) und dann irgendwelche Projekte- ich weiß nicht mehr welche Projekte das waren (1) wir hatten irgendwelche Vorschläge gemacht aus der Fachschaft was man ändern könnte und dann ging das unter und dann gabs dann so Fronten und ma hat gemerkt die haben eigentlich (1) es geht denen gar nicht um das Projekt es geht denen hier nur um die Front. also das es halt ganz klar ist- "ich bin gegen den- weil der is in der anderen- auf der anderen Seite" und es geht- man denkt gar nicht drüber nach ob (ausmurmeln) und das- ich fand das ich fand das total krass. also das fand ich ri_ also ich fand- war so erschrocken darüber über das Ganze (1) über das ganze Ding. Dann ging auch so ne Email rum über den gesamten Verteiler von dem einen Professor an den anderen wo er ihn "Arschloch" genannt (einatmen) also eklig- also es sind halt große Professoren- ne? mein- mittlerweile kenn ich das besser und (einatmen) es hört sich für mich auch nicht mehr so krass an- weil ich- weil man mir jetzt auch also weil ich jetzt natürlich viel mehr auch zu tun hab- aber damals als (einatmen) kleine Studentin hat man irgendwie hat man halt noch so Respekt vor denen“ (16/22-17/23)

Emilia Wolle beschreibt die Streitereien – anscheinend mehrere Situationen übergreifend – wie ein Schauspiel, ein Drama und sie ist dabei eher Zuschauerin. Als

Studierendenvertreterin hat sie einen Blick darauf, der eher ‚von außen‘ auf die Beziehungsebene blickt.

Ihr Blick auf das ‚Professorale‘ ändert sich im Laufe dieser Zeit der Streiterei-Beobachtung auch. Für Emilia Woll gibt es dann anscheinend keine begründete Forderung nach Respekt gegenüber den Professoren – sie skizziert alte Herren, vor denen man eigentlich Respekt haben sollte, die sich jedoch gegenseitig respektlos verhalten, sich beleidigen usw. Dem setzt sie die jungen Studierenden (sich selbst als damals „kleine Studentin“) gegenüber, welche wohl mehr Respekt haben, „noch“ Respekt vor den Professoren haben.

Die Erzählerin zieht hier zwei Trennlinien: Geschlecht und Alter. Geschlecht wird an der Stelle sehr betont und gewissermaßen ausgeschmückt: als „diese alten Herren“ (16/23), als „große Professoren“ (17/19) vor denen man Respekt zu haben hat, als „nur Männer“ (17/1) sogar als Frauenbeauftragter. Die alten Herren sind laut ihren Ausführungen nicht mal fähig zu streiten, sondern beleidigen und gehen raus, sie könnte damit darstellen, dass durch solches Verhalten eine sinnvolle Kommunikation unmöglich gemacht wird. Es gibt nicht mal sinnvollen Streit, sondern sie erlebt es als bloßes Kriegsspiel um „Fronten“ (17/11), Schimpfen und Sich-Rausekeln.

Zum einen wird mit einem Professorenbild und einem Idealbild von Wissenschaft hier gebrochen – für Emilia und vielleicht wendet sie sich hier auch an mich als Zuhörerin im Rahmen von Universität/Wissenschaft -, gleichzeitig bleibt in der Erzählung die Position „große Professoren“ erhalten, sie werden auch zum Ende der Passage noch so genannt, ihre Aura/Erscheinung wirkt doch durch.

Sie grenzt sich gewissermaßen auch von deren Verhalten ab, sagt sie hatten „Vorschläge gemacht aus der Fachschaft“ (17/10) und stellt sich und die Fachschaftstudierenden somit entgegen, als diejenigen, die ernsthaft Ideen diskutieren wollten, die Respekt entgegenbringen wollten.

Sie erlebte die Universität jedoch als Kampffeld, in dem es ums Macht ausüben, ums Unterwerfen und Rausdrängen geht.

Die Schlusspassage rahmt das auch als ‚Erfahrung‘, sie kennt es mittlerweile besser, erlebt es anscheinend nicht wesentlich anders, aber es höre sich „nicht mehr so krass

an“ nachdem sie mehr damit zu tun hatte. Da sie hier Geschlecht und Alter als Trennlinie zieht, kann das als Erfahrung verstanden werden, die sie vermitteln will, dass mit einem gewissen Geschlecht/Gender und einer Position (die man auch erst mit einem gewissen Alter erreichen kann) gewisse Wirkungen und Privilegien einhergehen, eine gewisse Macht – aber überhaupt nicht (automatisch) großartiges Verhalten und auch nicht das, was sie als großartige Wissenschaft beschreiben würde.

Zum Erststudium ist dies die Hauptpassage und es ist eine, die aus mehreren Beleg“erzählungs“- oder -beschreibungselementen zusammengesetzt ist und argumentativen Charakter hat.

„und (1) genau und dann hab ich- hat hat n hat ein Freund von mir- der war zu Besuch grade- und hat gesagt "Pass auf (1) äh (1) die Uni- Uni D-Stadt hat übrigens n Austauschprogramm mit so ner Business School in E-Land [amerikanischer Bundesstaat]" (lacht) und am nächsten Tag sei die Ausschreibungsfrist vorbei- also ich müsste mich schnell bewerben- bis zum ersten- bis zum nächsten Tag. Genau ich hatte mich beschwer_ ich hab mich beschwert und hab gesagt es ist so furchtbar hier an dieser Uni und ich weiß (einatmen) ich finde das so furchtbar diese ganzen dies_ auch dieses auch dieses Verhältnis zwischen den Professoren und den Studenten diese wahnsinnige (einatmen) dieses diese Hierarchie zwischen denen. also dass es immer klar ist diese Professoren sind ganz weit oben- die Studenten sind ganz weit unten und (einatmen) und dann hat er mir halt von Amerika erzählt- der näm_ er war nämlich gerade dort und wie das is und dass es halt so anders is- auf gleicher Ebene- gleicher Augenhöhe und (1) und dann eben von diesem Programm kurz (1) und dann hab ich mich da einfach beworben“ (17/23-18/12)

Ein Freund schlägt hier einen Weg vor, einen Weg zu einem ‚anderen Verhältnis‘, von der Universität in den USA wird erzählt, dass sie ein Verhältnis auf Augenhöhe, auf gleicher Ebene, ohne „wahnsinnige [...] Hierarchie“ (18/7) bietet.

Die Erfahrungen des Freundes werden referiert, im Erzählen dargeboten, da sie der Darstellung nach die Entscheidung für den Auslandsaufenthalt begründet haben. Erst durch den Freund wurde sie auf dieses Programm aufmerksam und auf der Grundlage der Erfahrungen des Freundes wurde die Entscheidung getroffen.

Die Entscheidung wird nicht nur als ein ‚Hin‘ nach E-Land besprochen, sondern vor allem auch als ein ‚Weg‘ von „dieser Uni“ (18/5) an der es so „furchtbar“ (ebd.) ist und ein ‚Weg‘ von diesem „Verhältnis“ (18/6). Es könnte als eine Suche nach Alternative(n) gesehen werden, wo sie mit einem furchtbaren Verhältnis nicht einverstanden ist, mit hierarchischen Verhältnissen, Geschlechterverhältnissen und/oder Alters-Hierarchien.

5.4.4. Studienzeit in den USA

Nachfolgend werden einige Ausschnitte aus dem größeren Segment der Studienzeit in den USA dargestellt, es handelt sich um eine Auswahl an Subsegmenten nach dem Kernstellenprinzip.

Nachdem die Erzählerin zuerst die Ankommens-Situation beschreibt und das Studienprogramm, wo der Unterricht mehr in Kleingruppen stattfindet, hauptsächlich Leute studieren, die vorher schon gearbeitet haben und die Kleingruppen aufgrund von psychologischen Tests gebildet werden, kommt sie schließlich auf ihre Sichtweise, ihre (anfängliche) Bewertung dieses Programms zu sprechen, noch bevor sie zum ersten narrativen Teil dieses Segments übergeht. Diese Sichtweise erzählt sie wie folgt:

„ich hab das nie so richtig ernstgenommen ehrlich gesagt- halt- weil ich das Gefühl hatte das Niveau ist jetzt nicht so besonders hoch aber irgendwie hats mir trotzdem Spaß gemacht. und das ist weil halt die ganze Zeit für mich hier so ein Gefühl ich bin hier in so nem Film und das mach ich jetzt ein Jahr und ohne das jetzt so ernst zu nehmen- weißt du wie so n spielen damit- in diese dieser in dieser Collegewelt so n bisschen.“ (20/6-11)

Sie scheint sich eine Haltung aufzubauen, die ein sich schauspielerisch ausprobieren erlaubt. Damit verschafft sie sich Spaß und vielleicht eine Aufgabe in einem Studienprogramm, dass sie ansonsten nicht als herausfordernd darstellt. Dass sie es mit einem „Film“, mit „spielen“ vergleicht, erinnert auch an ihren Vater, der Theater macht und spielt – vielleicht ist es also eine Herangehensweise, die sie aus familiären Erfahrungsräumen schöpft.

„und dann ähm (1) und ja zum Beispiel mit das allererste Wochenende da haben sie gefragt ob jemand Lust hat mit auf die Shootingfarm zu fahren und am Ende war das nur noch ich- ich und und und ich glaub das waren irgendwie zehn oder zwölf e-ländische Jungs aus meiner Klasse- die dann da alle mit ihren Pickuptrucks- natürlich jeder mit seinem eigenen- hingefa_“ (20/11-15)

Sie kommt nun mehr ins narrative Erzählschema hinein, erzählt vom ersten Wochenende, dem Ausflug einer Studierendengruppe. Die Narration wird dann unterbrochen für einen Einschub:

„also das es war einfach krass da- also einfach E-Land und das waren im B-City- E-Land B-City- also nicht A-City- A-City ist ja n bissi liberaler- aber das ist einfach schon richtig konservativ.“ (20/16-18)

Der Einschub dient zur Evaluation der Bedeutung des gesellschaftlichen Kontextes. Sie erklärt sich und/oder der ZuhörerIn, dass es am gesellschaftlichen Kontext liegen könnte, dass es zu einer Situation kam, die sie als „krass“ erlebte. Dann setzt sie die Erzählung zu diesem Ausflug fort:

„und dann sind die halt mit ihren Pickuptrucks und hinten hatten sie ihre ganzen (einatmen) Schießgewehre und so und dann ähm und dann wurde geschossen- zum ersten mal hab ich da in meinem Leben geschossen- das is ganz furchtbar aber (zieht Luft ein) eben nur mit diesen Männern (1) und das waren halt das war schon krass“ (20/18-22)

Sie erzählt, was zu diesem Ausflug dazugehört hat, wie das so ablief mit den vielen „Jungs“, später in der Erzählung „Männern“, denen das alles bekannt sein dürfte und wo sie dabei war. Aufgrund der Ausführungen dazu zuvor, dass es ein Spielen wie im Film war für sie in diesem US-Uni-Kontext, erinnert es an eine Art Geschlechter-Parodie? Drag King? Spielen in Männer-Rolle? Dies kann durchaus als ein Bruch in der Iteration interpretiert werden: sie trifft auf eine Männerrolle, in die sie sich selbst reinbegibt, sie versucht diese und die Frauenrolle in der sie üblicherweise gelesen wird (wie an anderen Stellen im Interview ersichtlich wurde) zu verbinden und zeigt so den Bruch zwischen kleine Studentin und Shooting-Farm-Cowboy auf, sie nimmt eine übertriebene Männlichkeitsdarstellung auf und bindet sie ein in die Reihe an Sachen, die sie so macht (die eben zur Erzählung ihres Lebens gehören), und die dann auch Wirkung entfalten auf andere, wie sie es erlebt und im Folgenden darstellt:

„und diese und was ich auch krass fand- das waren halt das waren halt so Männer und was ich dann später- zum Beispiel war da ein Typ in meinem Team (1) der hat sich so ekelhaft arrogant mir gegenüber verhalten- so eklig (1) und (2) oah ganz unangenehm fand ich den- und später hab ich erfahren dass der total in mich verliebt war. aber das war einfach- die konnten das einfach glaub ich nicht so zeigen- das war so dieses dieses ähm dieses Machogehabe oder dieses Männergehabe das war irgendwie (einatmen) und sie hatten und sie hatten aber immer große Angst vor mir (1) und großen Respekt ich hab dann auch später den ich hab verschiedene Awards bekommen“ (20/22-21/5)

Die Erzählung hier erinnert an Konzepte zur ‚Toxic Masculinity‘²⁶. Doch erstmal von vorne und vom Material ausgehend: Sie spricht darüber wie sich die Personen im

²⁶ Siehe zum Beispiel zusammenfassend von der Birmingham City University zum Konzept: “Toxic masculinity is gaining favour as a label for those constructions and performances of hegemonic masculinity that cause harm both to men themselves and those around them. Toxic masculinity aligns with those aspects of hegemonic masculinity as may be expressed in, for example, acts of violence and aggression, the (condoning of) manipulation and violent subjugation of women and other men, misogyny and homophobia, and self-harm as a result of emotional repression (e.g. substance abuse, engaging in high-risk behaviour).” (Birmingham City University 2018)

Team verhalten haben und ordnet das als „waren halt so Männer“ (20/23) ein, sie fasst das also als Männerrolle oder -typ, als eine Männlichkeitskonstruktion, der mit dem „halt“ durchaus Üblichkeit zugemessen werden dürfte. Emilia Wolle erlebt dadurch aber selbst dort wo ein Verliebtsein in diesem Rahmen artikuliert werden wollte als ekelhaft, ekelhaft arrogant. Dies ist eine spezifischere Ausdrucksweise in der Kombination mit arrogant, in Passagen mit (Verhalten in) solchen Männerrollen kommt das Wort eklich immer wieder vor. Hier zeigt sie mit der Erzählung auf, dass das „Machogehabe oder dieses Männergehabe“ (21/2-3) nicht zum Erfolg führte, die Person konnte so nicht vermitteln, dass sie verliebt ist und erreicht beim begehrten Gegenüber nur Ekel. Die Männlichkeitsdarstellung, die Emilia Wolle hier wiedergibt, führt also bei beiden zu einem eher negativen Effekt.

Zum Schluss thematisiert sie einen Effekt ihres Verhaltens oder ihrer Haltung. Es könnte sein, dass sich die Wirkung, die sie auf die Männer zu haben erlebt, und die sie auch in „Awards“ (21/5) ausgedrückt sieht, auf ihr Männerwelt-Spielen, auf ihr Parodieren bezieht. Ihr Spielen und Nicht-zuschreibungskonform-Verhalten fasziniert (führt zu Respekt und Verlieben) und macht Angst?

An dieser Stelle unterbricht sie aber das Thema dieser Awards und fährt zunächst mit anderem fort, vermutlich weil die Awards „später“ (21/5) sind und sie bei ihrer Chronologie bleiben will – es scheint ihre Strategie zu sein, nichts Wichtiges zu vergessen.

Sie kommt darauf zu sprechen, dass sie sich für eine Verlängerung entschieden habe, da sie so den MBA dort abschließen konnte. Dabei spricht sie auch über den Test, den sie dazu absolvieren musste und die damit verbundenen Zweifel. Danach erzählt sie vom Praktikum, dass sie zwischen den zwei Jahren gemacht hat und darüber, dass sie bei diesem Programm viel als „fake“ empfunden habe und es viel ums sich-verkaufen ging. Hier wendet sie dann aber auch ein mit einer Betrachtung, mit der nun auch wieder eine genauere Interpretation starten soll:

„aber (einatmen) aber trotzdem hab ich- also ich hab sehr viel da gelernt zum Beispiel was so was so präsentieren angeht. also merk ich immer noch. also ich kann (1) glaub ich recht oder recht selbstbewusst oder irgendwie auftreten und präsentieren- also jetzt so bei bei bei Konferenzen und und und (1) und das lernt man halt dort- ne?“ (22/18-22)

„trotzdem“ grenzt das positiv konnotierte Lernen von den negativeren Beurteilungen zuvor ab, die mit „fake“ verbunden waren. Lernen wird mit Ortsbezug/Örtlichkeit

verknüpft: „da“. Welche Örtlichkeit genau gemeint ist bleibt etwas offen: Universität, spezifischerer Lernort dort (dann müsste der Ort von ihr eigentlich noch spezifizierter genannt werden), wissenschaftliches Umfeld (evtl. Ort mit Personen und/oder Lern-Kultur verbunden) oder auch gesellschaftliche Rahmung am Universitätsort.

Die Erzählerin hat dort „viel“ gelernt, Emilia Wolle sieht sich da als Lernende. Dies kann durchaus auch als wissenschaftlich gewünschte Aussage gesehen werden: In der Studienzeit viel gelernt zu haben und dabei insbesondere auf die im Feld der Wissenschaft relevante Tätigkeit (besonders in ihrem Fach) des Präsentierens zu verweisen. Es geht also um wissenschaftlich verwertbare Lernprozesse zum einen, der weitere Verlauf legt aber nahe, dass es zugleich um etwas universeller Einsetzbares gehen könnte: selbstbewusst auftreten und präsentieren. Auch das wird dann jedoch wieder auf ihre wissenschaftliche Tätigkeit mit den Konferenzen bezogen.

Mit „also merk ich immer noch“ stellt sie Dauer/Kontinuität her, verbindet Zeit, über die sie erzählt, mit jener, in der sie erzählt.

Bedeutend am Präsentieren-Lernen ist für Emilia, dass sie dadurch selbstbewusster auftreten kann. Dies steht einem Wissenschaftsverständnis nach dem Modus ‚Elfenbeinturm‘ eher entgegen; Präsentieren deutet eher auf die Bedeutung einer Außenwirkung hin, ein in Erscheinung treten, einem Gegenüber, einer Umwelt zu kommunizieren.

Es ist eine Spannung zwischen dem was sie sagt und wie sie es sagt zu bemerken, wenn sie von selbstbewusstem Auftreten spricht und das mit den Worten „recht“ (22/20) und „irgendwie“ (ebd.) tut – der Modus drückt nicht die Überzeugung aus, die das selbstbewusste Auftreten repräsentieren würde.

Das Präsentieren und Lernen wird zunächst stark gemacht, die Aussage sie habe sehr viel gelernt wirkt klar, dann im Selbstbezug wird aber eher abgeschwächt und die Ausdrucksweise wirkt unsicherer. Es könnte auch sein, dass sie selbst schon davon überzeugt ist, dass sie das gut und selbstbewusst kann, dass sie es aber als unangebracht empfindet, damit gewissermaßen anzugeben oder ähnliches und sie deshalb ein bisschen ‚zurückrudert‘. Ist dies eventuell auch aus geschlechtlichen Zuschreibungen motiviert?

Sie streicht heraus, dass sie das gut kann, vielleicht auch um auszudrücken, dass das nicht üblich ist, vielleicht auch gerade gender- oder orts-unüblich.

Konferenzen erscheinen als Bühne und können in der Art, wie sie nun ins Sprechen eingebaut sind auch gewissermaßen als Knotenpunkt für moderne (anglikanisch geprägte) Wissenschaftlichkeit verstanden werden: da zeigt sich dann, was man gelernt hat. So präsentiert sich wissenschaftliche Arbeitsanforderung nun auch in Deutschland, wohin Emilia hier eine Kontinuität zieht.

Die Konferenzen können als Anwendungsorte für das am Lernort US-University/Programm Gelernte verstanden werden. Lernen passiert aber vielleicht nach Emilia auch durchs oftmalige Anwenden auf den Konferenzen, denn am Schluss der Passage sagt sie, dass man dies „dort“ lerne. Es ist also zum Schluss von einem „dort“ die Rede, wo am Anfang von einem „da“ die Rede war. Hier kann von zwei Lernorten (US-University und Konferenzen) ausgegangen werden, oder von einer Verschiebung der Perspektive, zu Beginn war sie in der erzählten Zeit des US-Aufenthalts und hat es daher mit „da“ markiert, zum Schluss wo sie über die Anwendung auf Konferenzen spricht, hat sie sich ein Stück weit entfernt von damals und spricht nun von einem „dort“.

„wir mussten halt ganz ständig präsentieren- wir hatten da extra Coachings für.“
(22/22)

Präsentieren wurde zum einen „halt ganz ständig“ gelernt, zum anderen wird auch das „extra“ herausgestrichen. Es liegt zusammenblickend mit der vorigen Passage also zum einen am Dort-Sein, am Anwesend-Sein und Immerwieder-Tun, und zum anderen wird doch die eigens erfolgende Anleitung in Form des „extra Coachings“ sichtbar. Es hat also etwas Übliches und doch auch etwas Extra-Gemachtes. Es wird Wert gelegt auf gezielte, institutionelle Vorbereitung.

Mit der Wortwahl „Coachings“ könnte auch die Internationalität der Wissenschaft und/oder ihrer Biographie dargestellt werden.

„und ich weiß noch wie- wie ich meine erste- das das war ne ganz wichtige (1) wichtige Sache- wie meine erste- bei der ersten Präsentation-“ (22/23-24)

Hier startet Emilia in eine Erzählung: Das Erlebnis der ersten Präsentation will sie erzählen, weil sie ihm eine besondere Bedeutung als „wichtige Sache“ zuschreibt. Die

Erzählung startet holprig, da wird noch mit der Einordnung das Erzählen verzögert. Diese Einordnung wird nun gesucht, es wirkt wie die Suche nach einer Überschrift.

„ich war eben auch in so nem Team wo auch dieser Yorick war der da so in mich verliebt wohl war- ähm ich war in diesem Team von mit mit fünf anderen e-ländischen Jungs (1) Männern- nur diese Männer und ich fands furchtbar- ich war die einzige Frau.“ (22/24-23/2)

Hier können Zugzwänge des Erzählens vermutet werden, um ihre Geschichte zu verstehen muss sie detaillieren, wer im Team war, wie sie die Teamsituation empfunden hat. Es kann also angenommen werden, dass dies für die Erzählung relevant ist, dass „dieser Yorick“ dabei war - von dem wir zuvor schon erfahren haben, dass er verliebt war und sich dabei ‚eklich‘ verhalten hat, was hier mit „verliebt“ noch einmal aufgerufen wird -, und dass in ihrem Team außer ihr „nur diese Männer“ waren, sie nahm sich dadurch als „einzige Frau“ wahr.

Die Adressierung sowohl von Yorick als auch von den anderen ist auffällig: „[D]ieser Yorick“ wirkt distanziert, wobei dies auch der Klarstellung dienen könnte, dass es sich um denjenigen handelt von dem sie vorhin schon gesprochen hatte. Die andere werden hier zunächst als „e-ländische Jungs“ bezeichnet, bevor sie nach einer kurzen Pause auf „Männern“ ausbessert. Sie werden damit zunächst nicht als Erwachsene dargestellt und auch nicht sehr passend zu einem akademischen Kontext. Dass sie hier noch einmal auf das Verliebtsein von Yorick verweist, wo sie doch über ihre erste Präsentation spricht, ist wohl Teil in diesem Bruch zwischen akademischen Thema und Beziehungs- und Geschlechterverhältnissen, der sich über die Erzählung zieht. Es wirkt romantisierend gesprochen und gleichzeitig hat sie vorher schon gesagt, dass sie sein Verhalten als eklig empfunden hat. Hier bringt sie es auf, wo sie auch die Unterrepräsentanz als Frau* in der Gruppe zeigt. Damit könnte es eine Darstellung sein, dass sie hier als Frau* als Geschlechtsobjekt gesehen wurde, nicht so sehr als Wissenschaftlerin*.

„(einatmen) und genau es war nämlich so im ersten halben Jahr war man ganz (1) ganz zufällig in einem Team und dann im zweiten halben Jahr wurde man nach diesen psychologischen Dingern ins Team gesetzt.“ (23/3-5)

Sie erklärt nun wie es zu dieser Situation, der Teamzusammensetzung, kam. Dass sie hier auf das „ins Team gesetzt“-Werden verweist, zeigt durch die passive Formulierung an, dass dies keine Wahl war. Dass sie das hier erklärt, kann als Hinweis

gelesen werden, dass sie nicht so gewählt hätte, wenn sie es aktiv entscheiden hätte dürfen. Das durfte sie offenbar doppelt nicht, zuerst entschied der Zufall, im zweiten Jahr jemand, der_ die auf „psychologischen Dingen“ basierend entschieden hat.

„und dann war ich halt in diesem Team und (1) ähm ne warte es waren vier Jungs wir waren nämlich zu fünft es waren vier Jungs- und und dann unsere allererste Präsentation- da gabs so n Center wo man wo man gecoacht wurde und und dann hat die Frau gesagt und dann war ich war halt mein Teil dran und ich stand vorne und ich hab geredet (1) und sicher über- gar nicht gut und dann hat sie gesagt (1) ähm "you have such a wonderful voice- use it!". (2) und das war auf jeden Fall- also ich glaub nicht dass ich ne wunderschöne Stimme hab- aber einfach dass sie das gesagt hat (1) also sozusagen das Gefühl (1) ähm ja da ist vielleicht was (lacht) und das war total krass- also so einfach so n Satz was es ausmacht.“ (23/5-14)

Der erste Satz liest sich als Fügung in die ungewollte/unfreiwillige Situation, wobei die Beschreibung dieser dann noch einmal korrigiert wird.

In dieser Erzählung zur ersten Präsentation insgesamt mischen sich verschiedene Aspekte, wechseln sich in der Erzählung immer wieder ab. Das Team scheint eine große Rolle für Emilia in dieser Erzählung zu spielen, zum einen als Arbeitszusammenhang, aber auch Beziehungsaspekte und Geschlechterverhältnisse werden dazu angesprochen. Die Erzählung erscheint auch als eine der Entwicklung einer Professionalität, die eingewoben ist in eine Teamsituation und mit einer Person, die ermutigt, welche als „die Frau“ nicht konkreter bezeichnet oder näher beschrieben wird. Dass es eine Frau* war, wurde für sie vielleicht gerade auch in dieser Situation des Teams aus Männern* relevant, jedenfalls werden auch in dieser Erzählung Geschlechterverhältnisse betont und „einfach so n Satz“ von dieser Frau* erhält für Emilia(s Geschichte) große Bedeutung.

Zurückblickend darauf, dass vorhin überlegt wurde, ob sie sich durch das Verliebtsein und die Unterrepräsentanz als Geschlechtsobjekt statt als Wissenschaftlerin* (im Werden) behandelt fühlte, steht hier nun die Bedeutung der Kommunikation mit der Trainerin* als „die Frau“, die mit einem Satz etwas „ausmacht“. Im wissenschaftlichen Umfeld der Universität in E-Land stellt sie ein ‚Außen‘ im offiziellen Rahmen der Lehrveranstaltung dar, das mit der Lehrenden positives für sie bereithält und ein ‚Innen‘ im Team das auch im inoffiziellen Rahmen rundherum wirkt und dabei schon mal eklig und ungut dargestellt wird. Sie wirkt nach innen ins Team und nach außen mit der Präsentation. Zwischen diesen Feldern bewegt sie sich. Die offizielle und damit sichtbare Situation, ist die, in der es die ermutigende Professorin* gibt, während

in der inoffiziellen und damit unsichtbareren Situation Geschlechterverhältnisse stark männlich* geprägt sind.

Die „Frau“ fordert sie auf ihre Stimme stärker zu nutzen, an dieser Stelle treffen sich wohl alle drei Analysedimensionen: Es geht um Geschlechterrollen, um die Stimme/Sprachmacht und darum, ob sie alleingelassen wird.

Die Aussage der Lehrenden war wohl das, was zur Evaluation als wichtig führte, unter den beschriebenen Umständen vermutlich nämlich besonders wichtig. Die Aufforderung „use it!“ ist für Emilia wichtiger als das Lob der wunderbaren Stimme. Es geht um die Bestärkung und nicht darum, ob eine Stimme wunderbar ist, denn das zieht sie weiter in Zweifel. Trotzdem kommt die Aufforderung an.

Es scheint bedeutsam für Emilia, dass das von einer Frau* kam, die Frau* ist in einer (aktiven) sagenden Position und aktiviert mit dem Gesagten auch Emilia.

Bevor sie danach auf die Awards zurückkommt, folgt eine Evaluation in der Emilia noch einmal als dankbar-machend hervorhebt, dass sie

„sehr viel selbstbewusster geworden [ist] in dieser in dieser Zeit (1) äh einfach weil man so direkt gecoacht wurde und direkt unterstützt wurde und einem auch immer (1) also mir wurde sehr früh gesagt du bist sehr gut und mach das weiter und mach das und und und dieses Gefühl zu haben jemand ist auch auf einen aufmerksam geworden.“ (23/18-23/22)

Hiermit wird auch die Beziehungsdimension angesprochen, es wird als stärkend erlebt, dass „jemand“ aufmerksam geworden ist. Durch die Mehrfachverwendung des Wortes „direkt“ erscheint die Nähe betont.

„genau und am Ende hatt ich diese Awards- diese verschiedenen Awards (1) ähm (1) und ein Award war ähm warte mal- wie hieß das? "most intimidating men" also die Frau die die meisten Männer einschüchtert. weil wahrscheinlich ich bin dann immer zu stark oder zu laut aufgetreten oder weil ich wahrscheinlich auch dieses Deutsche oder so. (1) aber es war glaub ich nicht böse gemeint- es war glaub ich trotzdem nett gemeint. (lacht) ähm- genau das war das war echt ne gute Zeit.“ (23/24-24/5)

Emilia Woll hat am Ende des Studiums in den USA Awards bekommen und zwar mehrere, jedoch nur einer wird näher benannt. Das ist jener für „die Frau die die meisten Männer einschüchtert“. Als Zuhörer* stellt sich für mich die Frage, warum eine Universität solch einen Award verleihen sollte – diese Frage wird von der Erzähler* an dieser Stelle nicht gestellt oder beantwortet. Die Frage, die bei ihr durchklingt ist viel eher: War das „böse“ oder „nett gemeint“? Jedenfalls rechtfertigt sie

sich für das Bekommen dieses Awards, wertet es damit als etwas wofür man etwas falsch, nämlich ‚zu sehr‘, gemacht hat.

Eine Art Rechtfertigung gibt sie über eine andere Differenzlinie, nämlich jene der nationalen bzw. natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Mehrere Identitätskonstrukte werden gespielt um ein Aufbrechen der Normen zu ermöglichen.

Die Verleihung des Awards an der Universität kann als Hinweis auf Untergriffigkeiten auf institutioneller/professioneller Ebene verstanden werden.

5.4.5. Mentor und Mentorin

An der Stelle wo die Erzählerin davon spricht, dass sie das Studium dann in D-Stadt fortsetzte, haderte sie zunächst mit der Entscheidung, nimmt dann aber etwas in den Blick, das die Entscheidung gut erscheinen lässt:

„insofern wars doch gut weil ich ähm einmal da an nem Professor gekommen geraten bin bei dem ich dann auch Hiwi war ganz schnell für [Fachbereich]- also das ist sozusagen (1) die statistischen Verfahren ähm die man nutzt [im Fach] um (1) Zusammenhänge herauszufinden und [Fachbereich] interessiert mich total. also wie arbeite sozusagen mit Daten also Datenanalyse ne? ähm und der war ganz toll. der ist bis heute eigentlich auch n wichtiger Mentor geblieben. und der war (1) der war da sehr toll also der war sehr das war sehr anspruchsvoll aber er hat das sehr gut rübergebracht und ich hab mich da richtig reingearbeitet. und dann hab ich da so n Feld für mich entdeckt- das war das eine und das andere war ein Postdoc an einem anderen Lehrstuhl (1) ähm hat so entwicklungsökonomische Seminare gegeben wo man einfach nur Papiere gelesen hat

JH: mhm

IP4: und ähm- so Artikel- und- und dann die diskutiert hat. und das war für mich auch- also das war total wichtig- weil sie sozusagen einem beigebracht hat (1) dass man nicht alles was geschrieben ist so ernst_ also so (einatmen) für bare Münze nehmen sollte- sondern dass man das hinterfragt wie gehen die da ran- also so dieses Hinterfragen und das hab ich geliebt. also das hab ich schon immer geliebt aber dieses Hinterfragen so zu überlegen warum machen die das so- warum nimmstn jetzt grad diese Methode- warum nicht ne andere- es ist möglicherweise viel fishing und (einatmen) und ähm was da am Ende raus kommt- wie interpretieren sie das. und das war das war total wichtig- das war richtig-- ähm- also diese Seminare waren total wichtig und bei der hab ich auch später meine Diplomarbeit geschrieben und die hat mich sehr eng betreut“ (28/1-25)

Hier ist sowohl die Entwicklung zur Wissenschaftlerin* als auch die Beziehungsebene angesprochen. Es entwickelt sich wissenschaftliches Fachinteresse und eine wissenschaftliche Haltung in Verbindung mit zwei Personen, zu denen sie eine gewisse Beziehung aufbaut und die ihr über längere Zeit als Mentor*innen wichtig sind.

Auffällig ist, dass die Mentorin* als „ein Postdoc“ eingeführt wird – also über eine Bezeichnung, die auf ein männliches Geschlecht hinweist –, einige Zeilen später wird über Pronomen ein weibliches Geschlecht verwendet.

5.4.6. Probleme mit Abteilungsleiter und Umgang damit – Handlungsstrategie

Ziemlich zu Beginn ihrer Erzählung über die Zeit an dem Institut, an dem Emilia Wolle angestellt war, als sie ein Doktoratsprogramm absolvierte, werden Probleme mit dem Abteilungsleiter* zum Thema gemacht. Die interpretierte Stelle zum paternalistischen Gehabe des Abteilungsleiters* wird eher kurz gehalten, weil dazu später noch mehr folgt.

Sie beginnt das Subsegment dazu mit der Bewertung als „das war ganz schön furchtbar“ (37/12). Sie erklärt als Hintergrund, dass man im Programm im zweiten Jahr in die Abteilungen komme, „aber du bist halt im ersten Jahr noch draußen“ (37/17). Dann sagt sie, dass sie den Chef* ihrer Abteilung von Anfang an eigentlich nicht mochte, sie fand ihn „falsch“ (37/19), „so n Redner“ (ebd.), „ich hatt das Gefühl da ist nicht so viel dahinter“ (37/20), „also ja halt so n Typ halt“ (37/21).

Dann beginnt die narrative Passage, in der Emilia erzählt – für ihre Verhältnisse eine sehr detaillierte Narration – wie sie von ihm aufgefordert wurde, etwas für ihn zu erledigen, wobei dies gegen die Anweisungen des Programms stand „dass wir im ersten Jahr nichts machen sollen für diese Abteilungen“ (38/8-9). Ihre Reaktion daraufhin ist:

„und dann hab ich mich mit ein paar Leuten aus_ unterhalten wie soll ich darauf reagieren. Dann haben die alle gesagt "nein- du sollst eigentlich nein sagen" und dann hab ich nein gesagt.“ (38/9-12)

Hierin kann wieder die Strategie vermutet werden, in Beziehung zu treten mit Personen von denen sie sich solidarische Zuwendung erwartet. Erst dann handelt sie und sagt in diesem Fall nein.

Unmittelbar danach sagt sie „und dann wurde das ganz schlimm“ (38/12), präzisiert dann noch ihre Erzählung, dass sie nicht einfach nein gesagt habe, sie habe „einen Kompromiss gemacht“ und ihm teilweise zugesagt. Das Nein kann also als eine Verweigerung des vollständigen Gehorsams gegenüber einer unangebrachten Forderung

gelesen werden, wobei die Verweigerung aber nicht so direkt und insgesamt ausgesprochen wird, sondern eben ein Entgegenkommen zu zeigen versucht wird.

„(einatmen) und da hat er mich zu sich gerufen ah so eklig immer so gelächelt "ja also bei uns in der Abteilung ist das so- ähm- man arbeitet kooperativ und wenn der eine Unterstützung braucht dann hilft man ihm und dann weiß man auch dass man dann später Unterstützung bekommt" und so dieses und es war so ganz unangenehm und dann hat er eigentlich mir mehr oder mehr oder weniger gesagt- er möchte nicht dass ich Teil dieser Abteilung werde.“ (38/16-22)

Die Reaktion kann als Hinweis des Chefs* auf eine etablierte paternalistische Ordnung in der Abteilung verstanden werden. Auch die Konsequenz Emilia gegenüber ist quasi eine Verweigerung ihr gegenüber als Vorgesetzter* Unterstützung zukommen zu lassen. Wobei seine Aussage auch Richtung ‚Eine Hand wäscht die andere‘ als Aufforderung verstanden werden kann, sich gemeinsam mit dem Chef* den Vorgaben zu widersetzen und dadurch später auch zu profitieren (jeweils aber vermutlich nach Maßgabe des Chefs* – daher eben paternalistisch und nicht als gleichberechtigte ‚outlaw‘-Gemeinschaft).

Sie sagt danach, dass das eigentlich eine Entscheidung war, die von der Institution schon getroffen worden war, dass sie in diese Abteilung kommt und es nicht vorgesehen ist, dass der Abteilungsleiter* das nach Aufnahme umentscheiden kann.

Danach folgt eine Evaluation der Situation, dass es ihr zu der Zeit durch diese belastende Situation, aber auch schon länger gesundheitlich, überhaupt nicht gut ging. Sie folgert:

„war einfach nicht mehr nicht mehr richtig stark (1) dann dieses und dann war da niemand so der sich irgendwie so stark- also auch Leona- [... = betreuende Person in der Abteilung]- der hab ich das erzählt aber die ist nicht jemand- die ist keine starke Frau- die würde sich da nicht einsetzen- die hat auch ihre eigenen Ängste sozusagen- das hab ich dann auch oft erlebt später.“ (38/25-39/6)

Sie fühlt sich an dieser Stelle nicht mehr richtig stark und Leona erlebt sie an mehreren Stellen als „keine starke Frau“ – ihre Strategie ist also an dieser Stelle nicht ausreichend, um mit der Situation umgehen zu können. Emilias Strategie scheint verbunden mit der Frage nach Stärke, das kann im Überblick mit anderen Stellen vielleicht noch genauer gefasst werden.

Ihre Strategie setzt sie aber dennoch gewissermaßen fort, denn nachdem sie zunächst nicht wusste, wie sie damit umgeht, wendet sie sich an den Leiter* des

Programms. Vielleicht erwartet sie, dass er sich auch gegen solche Vorgehensweisen ausspricht und dass sie mit ihm mehr Wirkmächtigkeit erreichen kann. Das ist jedenfalls das Ergebnis, wobei Emilia auch noch darauf hinweist, dass sie im Nachhinein noch erfahren habe, dass der ganze Vorstand schon länger gegen den Abteilungsleiter* stand, „weil der sich wohl unmöglich sowieso schon davor verhalten hat“ (39/11). Der Vorstand entscheidet an dieser Stelle, dass Emilia Wolle Teil der Abteilung werden wird. Dies stellt sich aber als eine Art Reparatur mit Sorgen dar: „und ich dachte- "oh Gott- wie wird das dann werden wenn ich da hin komme?"“ (39/14) Die Entscheidung Emilias wird von den Vorstandspersonen als richtig festgestellt und die Entscheidung des Abteilungsleiters* außer Kraft gesetzt, die Beziehungsebene in der Abteilung (mit dem Abteilungsleiter*) kann aber nicht so einfach durch den Vorstand entschieden werden.

5.4.7. Zwei Frauenrollen

Im Erzählen ihrer Lebensgeschichte thematisiert Emilia Wolle wiederholt Geschlechterrollen bzw. „Frauenrollen“. Dieser Fokus und diese Benennung folgt der Themen- setzung von Emilia Wolle, sie nennt an der folgenden Stelle zum Beispiel explizit „Frauenrollen“. Sie spricht damit auch von Geschlechterkonstruktionen, welche ich schon durch meine aufmerksamkeitsleitenden Fragen im Fokus hatte.

Sie spricht an dieser Stelle zunächst von einer Doktorandin*, die ein anderes Projekt dort durchführen sollte, für die „älteren Doktoranden die in Deutschland geblieben sind“ (41/23-24), sowie von der Zweitbetreuerin* ihrer Doktorarbeit:

„und das fand ich total krass- das hat mich auch so aufgeregt und das kann ich vielleicht kann ich noch erzählen. die hat sich einfach richtig ausnutzen lassen von denen. [...] die hat durchgängig gearbeitet- aber für die- das war ja nichtmal ihr eigenes Projekt also sie war nur sozusagen- war Teil des Projekt aber sie hatte nichts davon entwickelt war ja nicht ihr eigenes Ding. (2) und sie hat so geächzt drunter und hat aber nie was gesagt und das hat mich so aufgeregt. also diese Rolle hat mich so aufgeregt- also so diese Frauenrolle auch n bisschen. ähm dieses nichts-zu-sagen- das zu machen auch sich aufzuregen darüber aber aber dann nichts zu sagen. ich war ich war wirklich richtig ich war richtig sauer. (einatmen) so das und das andere die andere Frauenrolle- also es waren sozusagen zwei Frauenrollen die ich da in dieser Zeit so besser kennenlernte war die von Leona [Betreuerin der Doktorarbeit] so dieses ängstliche und nicht Stellung zu beziehen und ähm ich weiß nicht ich hoffe ich würde anders reagieren.“ (41/25-42/13)

Hier soll nun zuerst darauf geschaut werden: Was ist das für eine Erzählung? Wie ist sie eingebunden? Denn dabei ist die Verwobenheit von Erzählformen bemerkenswert,

die Einbindung der Erzählanteile als argumentative Erzählung. Emilia Wolle hat davor schon von Frauenrollen, die sich als nicht-stark zeigen, erzählt. Sie leitet evaluativ ein, dann erzählt sie von einer Situation, die sie miterlebt, danach folgt in der sechsten Zeile mit dem „also“ eine Art Verdichtung. Es wird eine Argumentation angezeigt, sie ordnet das Erzählte als Frauenrolle ein und spricht über ihre Gefühle, die Wirkung auf sie. Schließlich verknüpft sie es mit der hier zweiten „Frauenrolle“, von der sie an anderer Stelle schon erzählt hatte und die sie an der Stelle nun als Frauenrolle wieder hinzuzieht.

An dieser Stelle ist sie mittendrin im Interview, das ist noch nicht der Schluss oder eine Beifügung, sondern schon mitten drin im Interview relevant. Vielleicht erzählt sie es hier, weil aufgrund eines Erlebnisses – der Situation, in der sich die Zweitbetreuerin nicht für sie ‚starkmachte‘ – die Argumentation hier notwendig wird zu Geschlecht und den Frauenrollen.

Die Einleitung zur Passage „das kann ich vielleicht kann ich noch erzählen“ kann hier als Kennzeichnung der Erzählung als argumentatives Element gesehen werden. Sie erzählt das auch noch, um die ‚Moral von der Geschichte‘ davor zu unterstreichen, das Argument, das in der vorigen Geschichte schon mitschwang mit einer weiteren Erzählung zu stärken. Die Worte „noch“ und „auch“ sind jedenfalls eine Verknüpfung zu einem Davor.

Aber was genau ist das Argument? Die Anrufung als „Mäuschen“, die einem als Frau* in der Wissenschaft zukommt? Argumentiert sie: Ich bin nicht wie die anderen und füge mich (nicht ganz) der Erwartung ans Leise-und-angepasst-Sein (die ich als geschlechtlich markiert wahrnehme bzw. argumentiere), ich bin selbstbewusst und möchte das gerne anders machen und stoße damit auf Ablehnung? Das Argument muss an den verschiedenen Passagen noch herausgearbeitet werden, es ist an dieser Stelle noch nicht ganz klar.

Jedenfalls bringt die Erzählerin das Argument hier anhand von Erfahrungen auf, die nicht ihre unmittelbar eigenen Erfahrungen sind, sondern greift auf andere Personen als Repräsentantinnen* der zwei Frauenrollen zurück – ihre Erfahrung ist, wie sie deren Handeln erlebt hat. Dazu gehören auch Emotionen, die sie damit verknüpft.

Emilia sagt, die Doktorandin* habe sich ausnutzen lassen von „denen“, sie arbeitet für „die“ – das bezieht sich anscheinend auf die älteren Doktoranden*, die in Deutschland geblieben sind. Emilia Wolle hat die Situation so wahrgenommen, dass die Doktorandin* für die älteren Doktoranden* arbeitet, dass die älteren Doktoranden* bestimmend sind. Bemerkenswert ist vielleicht zudem, dass auch Emilia Wolle durch diese älteren Doktoranden* zum Forschungsaufenthalt dazugekommen zu sein scheint, mit diesen aber nicht so verbunden gewesen sein dürfte, sondern eher lose angeknüpft scheint.

Welche Bedeutung von Alter schwingt hier mit? Sind die Doktoranden* wirklich älter vom biologischen Alter her, oder meint sie eher das akademische Alter? Es könnte somit auch ein Hinweis auf Strukturen im Feld der Wissenschaft sein, auf die Wirkung, dass man sich hocharbeitet, auf die Abhängigkeit von weiter fortgeschrittenen Wissenschaftler_innen.

In der Passage beschreibt Emilia Wolle die Situation im Ausland als geschlechtlich markierte Situation, eine Anbindung zu einem Alters- bzw. Hierarchie-Verhältnis sieht sie hier weniger.

Es erscheint eine gewisse Spannung in der Argumentation: Sie regt sich auf, findet etwas „total krass“, übernimmt die Erzählung der Doktorandin*, die ächzt, für ihre Argumentation. Nach der Ausführung der Aufregung, sagt sie am Schluss aber „ich hoffe ich würde anders reagieren“. Da schwingt auch mit, sie würde sich selbst vielleicht auch so verhalten. Möglicherweise kommt die Aufregung, weil es ihr sehr nahe ist, weil sie selbst sich auch nicht klar als anders handelnd sehen kann und sie kann das Andersmachen deshalb nur in der Hoffnungsformulierung ausdrücken.

An dieser Stelle erscheint ein/e Ungleichgewicht/Spannung zwischen Entschiedenheit und Aufregung über das, was so krass ist und der Unsicherheit, ob sie anders reagieren würde. Ein Sprung besteht zwischen ihrer Analyse über die anderen, der Einordnung als Frauenrollen, gegenüber der Selbstreflexion über ihr (zukünftiges) Handeln im Feld.

Zu der Analyse des Verhaltens der anderen könnte auch eine andere Erklärung von der Erzählerin* kommen, es wären andere Interpretationen und Argumentationen möglich (z.B. Wirkung des Laufbahnsystems in der Wissenschaft, Hierarchien und

Abhängigkeiten), aber sie fokussiert hier auf die Geschlechterdimension mit ihrem Erklärungsmodell der „Frauenrollen“.

Sie spricht von zwei Frauenrollen, diese erscheinen zunächst sehr ähnlich zu sein. Was könnte der Grund sein, dass sie sie trotzdem als zwei Frauenrollen wahrnimmt? Beide „sagen nichts“, der Unterschied könnte aber sein, dass die Betreuerin* eine andere hierarchische Position hat – hier also akademische Hierarchien als Unterschied einbezogen werden. Sie lässt sich vielleicht nicht mehr „ausnutzen“, sondern wird in anderer Hinsicht als Person die „nichts sagt“ wahrgenommen.

Mit dieser Kennzeichnung als zwei Frauenrollen, nicht nur einer, könnte die Erzählerin auch versuchen zu betonen, dass das eben an verschiedenen Stellen im wissenschaftlichen Feld für sie so wirkt. Darin besteht womöglich eine Verbindung zu der Unsicherheit, ob sie es anders machen könnte/würde – wäre sie dann an einer anderen Position.

Es ist die Betonung der Heftigkeit dieses „Kennenlernens“ von Frauenrollen zu bemerken, sie beschreibt ihre Gefühle als „krass“, „sauer“ und „aufgeregt“. Dies wurde wohl in dieser Belegerzählung - um für ihr Argumentieren zu wirken – noch einmal verstärkt, ist aber dennoch bemerkenswert stark/heftig ausgedrückt. Sie hätte auch sagen können, es habe sie sehr betroffen gemacht, aber das tut sie hier nicht, sie wählt starke Begriffe und formuliert das sehr aktiv (anstatt passiv wie es bei betroffen *gemacht* wäre). Dies obwohl sie bei diesem Fall, den sie mit diesen Gefühlen in Verbindung bringt, nicht direkt betroffen ist – aber ihn ‚mitbekommt‘.

Das könnte darauf verweisen, dass sie auch andere role-models erlebt hat, um das als so „krass“ ablehnungswürdig zu sehen, denn für sie scheint es jedenfalls keine Normalität, sich so zu verhalten. Es könnte auch im Vergleich zu männlichen* Kollegen*, deren Verhalten, als Kontrast empfunden werden und auf ein Ungerechtigkeitsempfinden hinweisen.

Die Worte „sich ausnutzen lassen“ sagen, dass hier jemand ausgenutzt wird – das kann als ungerecht empfunden werden. Sie sieht sich oder positioniert sich hier eventuell in einer Schiedsrichterinnen*position. Es deutet auf Ungerechtigkeitsempfinden hin, dass sie sich nicht als (ganz) ohnmächtig zeigt, sondern eher empört, sie sagt z.B. sie ist „sauer“.

Eventuell hat aber auch die Rolle sie aufgeregt und nicht die Person – denn sie betont die „Rolle“. Will sie zeigen, dass sie das nicht persönlich meint? Regt sie sich über die Person auf oder über die Rolle? Über das strukturelle, das sie eventuell auch einholen kann? Mit dem Rollenbegriff könnte versucht werden, etwas zu erklären, was nicht individuell rational erklärt werden kann, es könnte auf etwas Strukturelles verweisen. Dies kann die strukturelle Benachteiligung als Frau* sein, Emilia Wolle könnte diese hier als Argument in den Erzählungen aufzubauen versuchen, dies könnte aber auch zu anderen strukturellen Effekten passen.

Die Erzählerin* fasst sehr schnell bestimmte Dinge, die passieren - das, was sie erzählt - als „Frauenrolle“ zusammen und dadurch trägt sie selbst auch zu diesem Frauenrollen-Bild bei.

Emilia Wolle sagt in den Zeilen 11 und 12 auf Seite 42, dass sie die zwei Frauenrollen in dieser Zeit „besser kennengelernt“ hat. Kennenlernen scheint hier eine merkwürdige Formulierung. Was genau hat sie kennengelernt, ist doch zu vermuten, dass sie Frauenrollen schon kannte? An welcher Stelle sieht sie das jetzt als so krass? Ist das eine Stelle, an der sich die Wirksamkeit der Frauenrollen im wissenschaftlichen Feld für sie zeigte?

An dieser Stelle ist durch die Wortwahl sie „sagt nichts“ und „bezieht nicht Stellung“ eine Verhandlung von Kommunikation zu bemerken. Dies scheint gerade auch bemerkenswert, da ihre eigene „Stimme“ auch schon von Emilia Wolle zum Thema gemacht wurde – hier sei verwiesen auf die interpretierten Stellen zur Stimme der Frauen* auf den Konferenzen (siehe weiter unten) und der Ermutigung der Trainerin* an der amerikanischen Universität ihre Stimme zu nutzen (siehe oben). An solchen Stellen kann also analysiert werden, wie Sprachmacht im Zusammenhang mit Geschlechterverhältnissen in den Erzählungen re-konstruiert wird. Das wurde in den einzelnen Interpretationen begonnen und wird angereichert, wenn mehrere Stellen gemeinsam betrachtet werden können, Ausdifferenzierungen und Gemeinsamkeiten gesucht werden können.

Die abschließenden Worte dieses Subsegments, sie „hoffe ich würde anders reagieren“, zeigt, dass sie sich nicht in derselben Position sieht, aber ein (gewisses) Verständnis für diese hat. Es wirkt wie ein Eingeständnis, dass sie in diesem Kontext

eventuell auch nicht anders reagieren würde. Die Worte drücken eine Unsicherheit aus, ob es ihr gelingen würde, es anders zu machen. Diese Unsicherheit erscheint im Erzählverlauf mit dem akademischen Feld verbunden.

Sie macht mit den zwei Frauenrollen klar, dass sie den Effekt sowohl bei den jungen dazukommenden Frauen* als auch bei den etablierten Frauen* im Feld sieht. Daran anschließend ist die Frage danach, ob sich das eines Tages mal auflösen wird, vielleicht angeschnitten in der Aussage „ich hoffe ich würde anders reagieren“ – sie fragt dadurch auch, ob sie dies für sich auflösen kann.

Sie wechselt mit dem Thematisieren dieser Hoffnung auch in die Perspektive der betreuenden Professorin*, die sie vielleicht später auch sein könnte, und fragt sich, ob sie dann „Stellung beziehen“ würde, anders handeln würde – sie hofft darauf. Vielleicht schwingt in dieser Unsicherheit, ob sie das wirklich anders machen würde, auch ein implizites Wissen mit, dass es eben nicht (nur) die Geschlechterrolle (als Frauenrolle) ist, sondern dass es noch andere Faktoren gibt, die sie nicht so handeln lassen wie sie es sich jetzt erhofft.

Mit der Bezeichnung „Rolle“/ „Frauenrolle“ könnte sie auch eine Kritik ausdrücken, das Verhalten derer ergebe ein schlechtes Bild für Frauen*. Mit der Verbindung zur „Rolle“ macht sie das Verhalten gleichzeitig nicht fest an Persönlichem, an einem gewissen Charakterzug oder der Persönlichkeit, sondern eben an einer „Rolle“ die tradiert wird.

Sie erzählt davon, wie sie „Frauenrollen“ erlebt - diese Rollen wirken sich auf Emilia Wolle aus, sie regt sich auf, sie wird sauer und sie erhofft sich für sich selbst etwas anderes - und versucht sich auch von diesen Rollen abzugrenzen. Die Argumentation dieser Passage kann als Versuch der Abgrenzung ihres eigenen Herangehens gelesen werden, wenn die Passagen davor und danach betrachtet werden – beispielsweise: ‚ich bin laut, die anderen Mäuschen – ich intimide auch mal, ich bin selbstbewusst‘. Für diese selbstbewusste Darstellung braucht es vielleicht diese Rollen als Kontrastpunkt. Diese Abgrenzung ist wie beschrieben aber von einer Unsicherheit für die Zukunft begleitet.

Wenn darin die Frage nach den Bedingungen für Frauen* in der Wissenschaft, den Geschlechterverhältnissen und deren Veränderung steckt, sollte auch der Modus der

Thematisierung betrachtet werden. Die Thematisierung ist weder eine nach dem Muster einer Entwicklung, sozusagen im Zeitverlauf wird es besser (es ist nicht klar, dass und wie da etwas anders/besser wird), noch eine resignative (es gibt Hoffnung, dass sie es mal anders machen kann). Sie scheint eher einen Weg zu suchen, wie es besser werden kann, aber als ein aktiv zu gehender Weg, und einer, auf dem sie/man vielleicht auch scheitert – nicht einer der sowieso passiert. Wunsch und Hoffnung nach Veränderung drücken sich aus, aber keine Gewissheit, dass sich etwas ändert.

Die Machtverhältnisse, die hier in den beschriebenen Situationen wirken, fasst sie unter der Benennung der „Frauenrollen“. Da sie das als Frauenrolle (und nicht als Geschlechterrolle oder Geschlechterverhältnis) sieht, bleibt es auch relativ starr, sie könnte in diesen Container „Frauenrolle“ immer wieder etwas Ähnliches einfüllen und dadurch erklären. Dadurch bleibt sie in der angelegten Fixierung auf Frau*-Mann* als Erklärungsmuster und fängt sich auch selbst damit ein. Eine Wirkung der dualistischen Geschlechterordnung ist, dass diese dann als fix erscheint, und die Erzählerin* damit eben auch einigermaßen fix eingebunden – sie kann sich nur in Bezug zu dieser dualistischen Geschlechterordnung als In-gewissen-Punkten-anders-Seiende setzen. Mit den Bindungen an die abstrakten Kategorien (die Erzählerin* als Frau* nutzt die Erklärungsmuster Frauenrolle, die Unterteilung Männer*/Frauen*) sind die Verhältnisse schwieriger aufzulösen. Andererseits schafft sie sich auch ein Kollektiv damit, innerhalb dessen sie sich role-model-Sein erhofft, ein Füreinander-stark-Sein. Mit einer anderen Interpretation der Situation(en), wenn man noch andere Unterscheidungen mit eindenkt, müsste Emilia sich nicht komplett daran knüpfen, dann würde sich hier wohl mehr offenhalten, vielleicht wären Transformationen auf eine andere Weise im Blick. Emilia Wolle folgt jedoch jener (Erzähl-)Strategie, nutzt ihre Interpretationen für ihre Theoretisierung auf ihre Weise.

Diese Passage ist gefolgt von einem Zeitsprung, sie entfernt sich im Argumentieren jetzt von der Chronologie ihrer Erzählung – um im Argumentieren weiterzugehen –, sie spricht gleich darauf über Erfahrungen auf späteren Konferenzen:

„ich war jetzt natürlich schon auf vielen Konferenzen und (1) und ich trag vor wahrscheinlich selbstbewusster wenn ich da vorne stehe und erzähle (1) und ich hab das Gefühl dass das nicht so gut ankommt- bei Männern vorallendingen- also wenn man vorne ist und laut redet als Frau (1) ähm und ich finde das macht mich immer noch aggressiv dass es immer noch so-- also dass es einfach so ist (1) ähm dass eigentlich

von einem erwartet wird dass man halt eigentlich eher wie so n Mäuschen“ (42/21-43/2)

Es schließt wohl auch direkt an die Hoffnung, „sie würde anders reagieren“, an – und jetzt bringt sie ein Beispiel von sich in einer späteren Zeit. Sie erzählt also nun direkter über sich, wo vorher über Erfahrungen anderer herangegangen wurde. Es scheint eine gewisse Spannung auf: Sie sagt, dass sie sich anders verhält und thematisiert aber doch wieder das Gefangenwerden in der Frauenrolle (sie könnte ja auch etwas anderes draus machen, etwas anderes erzählen). Es ist ihr nicht egal, es macht sie „immer noch aggressiv“. Sie macht auch durch die Erzählung die Bewertung (der Männer*) relevant – dass das Gehörtwerden von Männern* eine Wichtigkeit hat, steckt da drin. Sie kämpft dagegen und dennoch spricht sie ihnen die Macht zu, darüber zu entscheiden.

Die Bewertung ist allerdings eine Erwartungshaltung, die sie im Zitat formuliert. Es handelt sich eher um eine gesellschaftlich aufgefasste Bewertung, wie Frauen* zu sein und handeln haben, die sie hier re-konstruiert.

Emilia Woll sieht sich also als eine Person, die die von ihr zuvor gezeichnete Frauenrolle bzw. mehrere ähnliche Frauenrollen nicht erfüllt. Sie thematisiert ihre Wahrnehmung der Folgen, dass sie bemerkt, dass das nicht so gut ankomme und markiert hier auch die Männer*, auf die das Nicht-gut-Ankommen besonders zutrefte. Ihre erneute Benennung der Aggressivität erscheint bemerkenswert: Zum einen stellt sie sich mit ihrer Erzählung gegen Konzepte von gegenderten Gefühlen und Geschlechtscharakteren²⁷, welche Aggressivität mit Männlichkeit* verbinden – zum anderen ist zu beachten, dass sie an dieser Stelle auch von Erwartungen spricht, wodurch ihre Aggressivität auch gegen diese Erwartungen gerichtet scheint.

Sie spricht dann weiters an, wie sie zu den Frauen* steht, die diese erwartete Frauenrolle erfüllen, dass die es doch für andere Frauen* nur noch schwerer machen würden. Sie schwankt hier zwischen einem gewissen Verständnis für ein Sich-Fügen in die Rolle und einer Ablehnung der Rolle – verbunden mit Gedanken dazu, welche Folgewirkungen es hat, wenn die Rolle (nicht) erfüllt wird.

²⁷ Zur Polarisierung der Geschlechtercharaktere forschte zum Beispiel Karin Hausen (1976), zur Konstruktion von Geschlecht durch Gefühle und zu geschlechterzugeordneten Gefühlen forschte zum Beispiel Hilge Landweer (1997).

Zur Theorie der Erzählerin*, dass andere – und dabei insbesondere Männer* – erwarten, dass Frauen* sich eher wie „Mäuschen“ verhalten, während es nicht so gut ankomme als Frau* selbstbewusst vorzutragen und laut zu reden, sei hier auf zwei Wendungen besonders hingewiesen:

Der Begriff „Mäuschen“ wirkt hier sehr irritierend – eine Irritation, die die Erzählerin* vielleicht auch beabsichtigt. Es ist ein Begriff, der auf eine objektifizierende, abwertende Wahrnehmung zu verweisen scheint. Es könnte auch der Widerstand von Männern* darin aufgehoben sein, auf akademischem (gleichem) Niveau zu verhandeln/behandeln.

Die Wendung ihr Auftreten „komme nicht gut an“ scheint sehr schwammig. Diese Ausdrucksweise könnte sowohl akademisch/professionell als auch persönlicher verstanden werden. Was dieses nicht gut ankommen konkret ausmacht wird an dieser Stelle jedenfalls noch nicht deutlich. Die Wendung scheint in ihrer Schwammigkeit eher auf ein Gefühl/Gespür zu verweisen, als auf konkrete, klar benennbare Folgen. Wenn die Folgen hier nicht klar und konkret benannt werden, kann das sowohl daran liegen, dass die Erzählerin* dies nicht kann, es auch für sich selbst nicht konkreter fassen kann, oder aber es kann auch auf der Ebene der Erzählung liegen, dass sie dies nicht tut (z.B. bezüglich Detailierungsdrang, Passung zum Erzählformat oder ähnliches).²⁸

Es könnte als Verweis auf die Wirkung von strukturellem Sexismus statt direkter Vorfälle interpretiert werden, auf Geschlechterungleichheit, die heute weniger in direkt ungerechten Vorgaben sichtbar wird, wo stattdessen alltägliche, fast unsichtbare, Wirkung „von innen“ zum Thema wird.

Es gibt eine Diskrepanz zwischen dem, was die Erzählerin* sagen will und dem was sie im Verlauf des Interviews alles sagt. Was zeigt sich auch abseits von dem, was sie sagen will? Hierin liegt besonders die Interpretationsmöglichkeit, diese Diskrepanz mit im Blick zu behalten.

²⁸ In diese Richtung weisen zum Beispiel Ergebnisse einer Studie, die 2015 zur Exzellenzinitiative veröffentlicht wurde: „Wie wir gezeigt haben, spielt sich die Vergeschlechtlichung von wissenschaftlicher Praxis häufig im Bereich des Impliziten und Latenten ab, das den Beteiligten selbst verborgen bleibt.“ (Engels, Beaufays, et al. 2015, 280) Ganz verborgen dürfte es Emilia Wolle an dieser Stelle aber nicht geblieben sein.

Die Erzählerin* scheint hier „laut reden“ als Ausdruck des selbstbewussten Auftretens zu verwenden. Dies könnte eine Verknüpfung zur Erzählung davor sein, als sie von der bestärkenden Wirkung der Rückmeldung einer Lehrenden in den USA erzählte, die in Kurzform „use your voice!“ lautete (23/5-14).

Wenn sie sagt, sie sei „selbstbewusst“ und „laut“ gibt sie auch zu verstehen, dass sie auffällt, sie ist da anders als die Vielen – hier zeigt sich wieder eine Darstellung von Unkonvention/Unkonventionellem.

Mit der Benennung als „aggressiv“ schließt sie gewissermaßen an die vorige Passage an, in der dieses Moment noch als „es hat mich aufgeregt“ bezeichnet wurde, in beiden Passagen geht es um eine Emotionalität, die hervorgerufen wird – um eine Art Wut.

Diese Themen greift sie nochmals unter dem Aspekt der Ungerechtigkeit auf:

„und das find ich extrem ungerecht. wo du sozusagen sofort schon merkst zu merken da ist n (1) da ist so ne-- du siehst das- ich steh ja vorne ich seh das in den Gesichtern dass da sofort so ne Skepsis kommt oder so n komischer Blick (1) und das ist ganz unangenehm. nicht alle- mein eigentlich bei manchen merkst du auch- die finden das toll ähm aber sehr selten und das find ich also das find ich extrem ungerecht. genau und bei bei Linda war sozusagen so einer der ersten Fälle wo ich das gemerkt hab dass so dieses dass man so (1) nicht aufsteht und nichts sagt. und was mich einfach so geärgert hat. und genau und das siehst du halt häufiger dann bei (1) bei bei Frauen auf diesen Konferenzen. und natürlich darf man das denen auch nicht vorwerfen aber ich werfs ihnen irgendwie schon vor (einatmen) weil ich halt denke das ist so n auch n schlechtes Rolemodel auch für spätere für spätere Frauen. Genau“ (43/15-44/2)

Skepsis markiert das untypische Verhalten, die Erzählerin* nimmt sich als untypisch wahr. Die Stimme und das Raumeinnehmen scheinen der Erzählerin* zentrale Themen zu sein. Hier wird das was ‚man‘ (als Frau*) tut, zu tun hat, als „nichts sagen“, „nicht aufstehen“ beschrieben.

Emilia Wollé empfindet hier Ungerechtigkeit. Das kann in Bezug auf sie selbst gesehen werden, sie zeigt Auswirkungen auf, die sie treffen – „das ist ganz unangenehm“ –, aber auch in Bezug auf Geschlechterungerechtigkeit allgemeiner / systemisch gesehen.

Insofern ist es auch interessant, dass sie dann die Frage einbringt, ob „man“ das „denen“ vorwerfen darf. Hier zeigt sie ihren Anspruch auf Veränderung und ihren

Anspruch auf den Beitrag der Frauen*, sich zu wehren, etwas (anders/laut) zu tun. Es geht damit auch um Wirkung nach außen („role model“).

Zur Frage, ob man jemanden etwas (nicht) vorwerfen könne, die sie hier öffnet, ist auch zu beachten, welche Folgen befürchtet werden, wenn man sich nicht konform verhält, wenn man bspw. gegen Gender-Barrieren vorzugehen versucht. Studien zeigen Folgen auf, so zum Beispiel jene auf die Rhoton verweist: „[...]Kemelgor and Etkowitz (2001) report that some women scientists who have been active in women’s organizations or spoken up about gender inequality in STEM disciplines have faced considerable consequences, including denial of tenure.“ (Rhoton 2011, 699) Im Text von Rhoton (ebd., 713) finden sich aber auch Beispiele für die positiven Wirkungen, wenn ein Austausch über Ungleichbehandlungen und Geschlechterverhältnisse entsteht und gemeinsame Handlungsperspektiven entstehen.

Die Passagen, die Emilia Wolle hier erzählt, verweisen dabei auf Machtverhältnisse, auf die Macht die vor allem den Männern* zugesprochen wird, die anscheinend als Referenz gelten was „ankommt“, deren Wahrnehmung Gewicht hat. Diese Erwartungen nicht zu erfüllen, hat Auswirkungen: Emilia Wolle empfindet es als extrem ungerecht und gleichzeitig beschreibt sie es nicht als etwas einmalig Erlebtes – das verweist auf eine Machtfrage, die hier wirkt.

Danach schließt sie mit einer Coda diese argumentative Passage und begibt sich auf die Suche nach der nächsten Erzählung:

„das passt jetzt eigentlich nicht genau zum Zeitpunkt aber das das war damals schon so n bisschen (1) dieses Ding. (1) ähm am A-Forschungsinstitut hatt ich ziemlich- genau wurde dann diese Abteilung- ich kam dann weiter“ (44/2-4)

Sie stellt also fest, dass sie die Chronologie verlassen hatte, argumentiert warum sie das tat, indem sie es mit „damals“ (vermutlich dem letzten in der Chronologie erzählten Zeitpunkt) verbindet. Damals sei das „schon so n bisschen dieses Ding“ gewesen. Dann überlegt sie kurz (1 Sekunde Pause) und greift suchend auf die Chronologie zurück. Sie weiß wieder ‚wo sie war‘, aber scheint noch nicht sicher, was sie als Nächstes wie erzählen will.

5.4.8. Die Probleme mit dem Abteilungsleiter wirken fort

An der Stelle, an der sie in der Doctoral School nach dem Jahr mit Kursen in die Abteilung wechseln soll, nachdem sie zwischen Kursjahr und Abteilungszeit im Ausland war, steigt sie in das nächste Segment ein.

„IP: achso ich kam wieder aus den G-Land zurück und es war eigentlich- das war wirklich furchtbar- ich kam dann sozusagen in diese Abteilung und (einatmen) er hat aber (lacht) allen gesagt- also der Chef (1) mh (schluckt) hab ich aber auch später erst richtig erfahren- ich hab erst mal nicht verstanden wie woher das kommt- also es hat niemand mit mir gesprochen- ich bekam n Büro das ganz wo anders war

JH: mhm

IP: (einatmen) und er hat wohl zu ihnen gesagt ich sie sollen nicht mit mir sprechen weil ich alles dem Vorstand weitererzählen würde.“ (44/4-14)

„achso“ steht zu Beginn der Passage, das weist auf ein Anknüpfen hin. Mit „achso“ kommt sie wieder in der Chronologie an, die sie zuvor für die argumentativen Passagen verlassen hatte. Hier handelt es sich wieder mehr um eine narrative Passage. Zuerst schon zeigt sich im Thematisieren des Zurückkommens eine Bewegung und Zeitlinie (temporalisiertes Erzählen) an. Nach dem bewertenden, evaluativen Satz „das war wirklich furchtbar“ kommt sie ins Erzählen. Es handelt sich um ein Erzählen der Situation, welches aber auch auf Handlungen und Handlungsverkettungen bezogen ist. Es ist eine Mischung aus Erzählung und Beschreibung, sowie Erklärung, was sie nachher erfahren hat.

Die männliche* Person, die da mit „er“ markiert wird, ist wohl schon bekannt, wird hier als bekannt gesehen in der Erzählung, daher muss hier zunächst nur „er“ gesagt werden. Kurz danach wird aber eine Erklärung nachgestellt: „also der Chef“.

Sie kommt „sozusagen“ in die Abteilung, das Kommen wird mit diesem Wort relativiert. Es erscheint, als ob irgendwas dem Ankommen im Weg steht. Den Grund dafür erfuhr sie später.

Die anderen Beteiligten, die anderen in der Abteilung, bleiben hier anonym. Diese scheinen für ihre Biographie nicht relevant, abgesehen von der Erscheinung als diese namenlosen Anderen. Es hat auch etwas Mysteriöses, wie von diesen Personen gesprochen wird ohne sie als Personen in Erscheinung treten zu lassen. Deren Verhalten wird nicht ganz verständlich gemacht, darüber bietet sie eher Vermutungen an.

Diese Passage könnte auch eine sein, in der sie Spannung aufbauen will, indem sie die Situation als eine bemerkenswerte beschreibt, und dabei auch mit dem Mysteriösen arbeitet. Auch die Bewertung, dass das wirklich furchtbar gewesen sei, kann die Funktion haben, neugierig zu machen.

Es kann auch sein, dass die Unklarheit im Aufbau der Situation ihre Unklarheit zur Erlebniszeit ausdrückt – oder sogar eine Unklarheit, die sich auch danach nicht ganz auflöste. Sie könne somit keinen umfassenden Erklärungsansatz liefern, auch wenn sie Einzelaspekte erklären kann. Sie benennt jedoch die Unklarheit nicht, sondern sie setzt die Unklarheit gewissermaßen im Erzählen um.

Geheimnisvoll bleibt im Erzählen dieser biographischen Passage zum Beispiel auch was sie erzählt habe.

Erzählt wird das in einer Weise, die das Ganze irgendwie kindisch wirken lässt – vielleicht schreibt sie damit den anderen in dieser Situation auch zu, kindisch gehandelt zu haben, ohne es explizit so zu benennen? Es scheint so ein kindisches Muster erzählt zu werden, in etwa im Sinne von: ‚ich habe gepetzt, dann hat der Anführer der Gruppe gesagt ‚wir sind nicht mehr Freunde mit der, mit der reden wir nicht mehr‘ und dann wurde sie weggesetzt‘.

Ihre Rolle stellt sie aber im Blick der anderen dar: Die anderen sagen, dass sie das erzählen würde – ob sie das tut und gerechtfertigt findet oder ähnliches steht an dieser Stelle nicht im Fokus. Es scheint, als gehe es um das Verhalten der anderen und was das für eine Situation für sie erzeugt und nicht (mehr) um die Ursachen. Zum Problem mit dem Abteilungsleiter hatte sie schon zuvor (37/12-39/14) gesprochen.

Irgendwo schien der Konflikt vor der Abreise schon abgeschlossen, zumindest erzählerisch – es wurde eine Lösung präsentiert: Der Vorstand hat entschieden, dass sie in die Abteilung kommt und alles wie üblich laufen soll. Mit der Rückkehr aus dem Ausland kommt der Konflikt wieder auf – Emilia Wolles Erzählung bleibt auch hier noch unklar; sie verweist darauf, dass sie erst nachher „so richtig erfahren“ habe, was vom Abteilungsleiter* gesagt und entschieden wurde. Es wird auch nicht so erzählt, als wäre für sie ohnehin klar gewesen, dass die Rückkehr so laufen würde (zumindest sagt sie es nicht so und markiert nicht durch ein ‚wie zu vermuten‘ oder

ähnliches), sondern sie wirkt eher überrascht davon, wie „furchtbar“ sich die Situation gestaltete. Es äußert sich eben das „später erst richtig erfahren“: Es war schon eine Vorerfahrung da, sie bekam einiges mit, es war schon nicht ganz uneinsichtig und doch wurde auch manches erst im Nachhinein „richtig“ erfahrbar – vermutlich einordenbarer und aufgrund von späteren Informationen sinnhafter.

„(gemurmelt) Schwachsinn (1) ähm und es hat halt niemand mit mir wirklich gesprochen und ich war dann ziemlich alleine in diesem-- also ich hatt natürlich meine Kohorte also die andern- aber die waren halt in anderen Abteilungen und die waren da natürlich auch beschäftigt und so eng war ich jetzt auch nicht mit denen. aber es war richtig war nicht so n schönes war nicht so n schönes Gefühl.“ (44/14-19)

Hier wird eine soziale Isolation beschrieben. Im vorigen Subsegment war soziale Isolation mit dem Sprechverbot und dem abgelegenen Büro schon angerissen – jetzt wird die Erfahrung dessen noch ausgearbeitet.

„Schwachsinn“ steht sozusagen zwischen den Passagen. Es bezieht sich wohl noch auf den Vorwurf sie würde alles dem Vorstand erzählen, vielleicht aber auch auf das ‚schwachsinnige‘ Vorgehen des Abteilungsleiters*.

Anscheinend gibt es auch großen Druck durch diesen Chef* bzw. ist davon auszugehen, dass er einige Sprachmacht hat, weil dann wirklich niemand mit ihr gesprochen hat.

Wie kann man sich dieses Wirklich-nicht-Sprechen vorstellen? Im Ausmaß der Kommunikationsteile (z.B. nicht grüßen und stumm bleiben, wenn man sich im Alltag doch manchmal trifft?) oder/und im Ausmaß des Anteils der Kolleg_innen, die sich daran halten (z.B. gab es nicht zumindest einzelne, die sich dieser Forderung des Chefs* widersetzten?)? Jedenfalls klingt es hier so an, als könne man sich das als Mobbing-Situation vorstellen. Sie erhebt aber weniger einen Vorwurf, als eine Situation zu beschreiben, und sie spricht eben nicht direkt von Mobbing. Es wird hier nicht als Leidensgeschichte erzählt, sie bleibt beschreibend.

Sie arbeitet hier wissenschaftlich auf einer prae-doc-Stelle, aber die Arbeitsstelle thematisiert sie doch auch als soziales Umfeld, was zu einer Arbeitsstelle für sie dazugehören dürfte. Sie zeichnet die Wissenschaft hier also nicht als ein Arbeitsfeld, in dem sie es normal fände ‚in Einsamkeit und Freiheit‘ (Engler 2001) zu arbeiten, sondern vermisst den sozialen Aspekt, die Kommunikation, den Austausch.

Ein soziales Eingebundensein wird hier aber zum Teil verwehrt (über Sprechverbot in ihrer Abteilung), zum Teil erschwert (über Trennung der Abteilungen). In ihrer Abteilung ist es gar nicht vorhanden, von der „Kohorte“ in anderen Abteilungen kann das nicht ausgeglichen werden. Bezüglich der Kohorte klingt es so, als empfände sie die Anbindung zwar als angemessen – die Anbindung ist aber auch nicht so stark, dass sie die fehlende Einbindung in die Abteilung ausgleichen könnte.

Es bleibt offen, ob ihre Erwartung ans Eingebunden-Sein eher in Richtung sozialer Kontakte oder eher in Richtung inhaltlichen Austauschs geht, das geht hier nicht klar hervor und lässt sich vielleicht auch gar nicht so trennen.

Interessant ist auch die Formulierung des evaluativen Abschlussatzes zu dieser Situation. Er ist doppelt gebrochen, daher gibt es das Wort „war“ dreimal im Satz, erst beim dritten Ansatz findet sie ein für sie passendes Ende dazu, wie es denn nun „war“. Der erste Beginn klingt noch nach einem kräftigeren Ausdruck, es war „richtig“... Ein folgendes Adjektiv gibt es dann nicht. Was es denn nun war, findet sich in diesem ersten Fragment nicht, es könnte z.B. richtig unschön (um nahe an der dann gewählten Formulierung zu bleiben) oder richtig furchtbar (um die Formulierung von oben wieder aufzugreifen) gewesen sein.

Der zum Schluss stehende Satz „war nicht so ein schönes Gefühl“ wirkt hier dann wie ein Understatement, die Formulierung mit dem schönen Gefühl bemerkenswert. An anderen Stellen drückt sie sich viel kraftvoller/extremer aus, das ist daher hier festzuhalten, um vielleicht später zu sehen, an welchen Stellen eher von „krasserem“ Gefühlen/Situationen gesprochen wird und an welchen von „nicht so schön“ oder ähnlichem.

Die Formulierung „war nicht so ein schönes Gefühl“ könnte auch ein in Distanz gehen, aus Distanz betrachten, bedeuten. Es geht vielleicht mit einem Gefühl einher, das zu erzählen, aber womöglich will sie sich da nun gar nicht wieder reinfühlen. Darum geht es hier gerade nicht so, drückt sich damit vielleicht aus. Möglicherweise wollte sie nur einen Hinweis darauf geben, dass es „nicht so ein schönes Gefühl“ war, um dadurch aber auch zu zeigen, sie hat die schwierige/unschöne Situation trotzdem geschafft – und es könnte dennoch unangenehm genug gewesen sein, um jetzt nicht wieder zu sehr darauf einzugehen, wie es war.

5.4.9. Umbruch und Strategie

„(schluckt) und dann wurde er gefeuert und diese ganze Abteilung sollte sich auflösen. (1) es waren zwanzig Leute- er hat das eigentlich auch sozusagen er hat das so n bisschen aufgebläht- das war auch n Problem was sie hatten- also eigentlich sollte er hatte er noch drei fixe Stellen dann hatte er viele Drittmittel und war da (1) diese Abteilung so n bisschen aufgebläht dann wurde er gefeuert und war-- und es hieß auch immer die Abteilung wurde komplett aufgelöst es soll nichts mehr zu Entwicklungsökonomie gemacht werden“ (44/19-25)

Diese Passage zeigt eine Wendung der Situation.

Der Ausdruck „gefeuert“ weist auf eine konfliktreiche Situation hin. Er wurde nicht einfach entlassen oder ist gegangen, sondern er wurde „gefeuert“. Es wird die ganze Abteilung aufgelöst. Das wird aber eben dem gefeuerten Chef* nachgestellt, daher scheint Emalias Verknüpfung zu sein, dass zunächst der Chef* gefeuert wurde (konfliktgeladen) und dadurch die Abteilung aufgelöst - und nicht die Abteilung aufgelöst und dadurch auch der Chef* entlassen.

Es wird von einem Problem gesprochen, das „sie“ haben – das „sie“ wird nicht näher ausgeführt, es bleibt unbestimmt – und dessen Verursachung scheinbar dem Chef* angelastet wird (von Emilia beim Erzählen, aber vielleicht übernimmt sie hier auch die Wahrnehmung der Leuten, die als „sie“ unbestimmt geblieben sind), denn er habe das aufgebläht. Es wird jeweils doppelt gesagt: „aufgebläht“ und „gefeuert“.

Warum dann gleich die Abteilung aufgelöst wird, wird nicht erklärt – die Vorgesetzten hätten ja auch den Chef* ersetzen können und die Abteilung weiterlaufen lassen.

Es wurde aber im Zuge des Feuerns auch inhaltlich etwas quasi gefeuert, es sollte auch nichts mehr zu diesem thematischen Bereich gemacht werden.

Dass die Abteilung groß ist wird als „aufgebläht“ bezeichnet, es wird nicht als etwas Gutes erzählt, dass es eine große Abteilung zu diesem Arbeitsbereich gibt, sondern es wird als ein ‚zu viel‘ dargestellt.

Das Erzählte könnte darauf hinweisen, dass der Chef* gemeinsam mit seiner Abteilung (die er sich „aufgebläht“ hat) zum Problem für das Gesamtgefüge der Organisation oder für die Leitung wurde. Eventuell ist auch das Problem, das sie mit dem Chef* hatte und von dem sie zuvor erzählte, hier in das größere Problem eingeflossen

– ihr Problem war vielleicht ein Ausdruck des größeren Problems mit dem Chef*. So genau erzählt sie das hier aber nicht, dass das bestimmt werden könnte.

In diesen Passagen zur Abteilung und zur Auflösung dieser, spricht Emilia Wolle nicht aus einer Handlungsperspektive, sie erzählt von einem Verlauf, als würde sie ihn beobachten ohne von den anderen überhaupt gehört zu werden. Die anderen sprechen nicht mit ihr und sie beschreibt und bewertet das Geschehene. Sie ist hier nicht Ereignisträgerin*.

„aber die Doktoranden die da angefangen haben und das war war waren drei Doktorandinnen- eine die zwei Jahre älter also zwei zwei Kohorten über mir war- ich und noch ne andere- die können das fertig machen also die können jetzt ihre Sachen fertig machen. (1) ähm weil das jetzt Teil dieses Graduiertenkollegs ist.“ (44/26-45/3)

Es wird jetzt im Nachschub klar: Von der Dramatik, die vorher aufgebaut wurde mit der Auflösung der *ganzen* Abteilung, sind die Doktorand_innen nicht so sehr betroffen (sie nennt hier zunächst die männliche Sprachform bzw. das generische Maskulinum und erklärt dann, dass sie konkret drei Doktorandinnen* meint). Sie verlieren ihre Abteilung, können aber weiterarbeiten, „fertigmachen“, im Gegensatz zu allen anderen in der Abteilung.

Sie sagt zur einen Doktorandin* etwas mehr und nennt sie vor sich selbst, die zweite wird als „noch ne andere“ nachgeschoben. Die eine ist zwei Jahre älter, wobei dadurch, dass sie dann auf die zwei Kohorten zu sprechen kommt anzunehmen ist, dass sie nicht unbedingt das biologische Alter meint.

Sie sagt (noch?) nicht, was das Erzählte (Entschiedene) für sie bedeutet, was sie sich da gedacht hat, wie das für sie war oder ähnliches.

Eine Frage wäre zum Beispiel, ob sie das so leicht „fertigmachen“ können, wenn es keine Abteilung mehr gibt. Es wird wohl z.B. weniger Betreuung geben, allerdings könnte es die für Emilia Wolle vorher schon innerhalb der Abteilung genauso wenig gegeben haben. Sie spricht hier in einem beschreibenden, nüchtern wirkenden Ton, angesichts derartiger Veränderungen.

Es wird irgendwie aus einer anderen Perspektive erzählt: „*die* können das fertigmachen“ (Hervorh. JH) und nicht ‚*wir* können das fertigmachen‘. Das wirkt fremdbestimmt, als würde hier die bestimmende Person gerade sprechen und nicht Emilia selbst, um die es hier ja geht.

„aber auf einmal waren wir ganz waren wir ohne irgendwas da- also ohne irgendwas also ohne irgendeine Abteilung. ich wollte ja unbedingt ans A-Forschungsinstitut weil ich auch dachte toll in so ner Abteilung sich dann auszutauschen mit andern und so-- ähm dieser Austausch fand nicht statt ähm erst weil ich wie /(lachend) weil niemand mit mir geredet hat/ und dann weil weil da weil weil dann diese Abteilung aufgelöst wurde.“ (45/3-9)

Allein-Sein ist hier wieder Thema, wird aber diesmal nicht so explizit genannt. Das kann mit anderen Stellen zusammen genauer betrachtet werden. An dieser Stelle wird nach dem Satzanfang noch einmal neu formuliert und es lautet dann „waren wir ohne irgendwas da“, das irgendwas scheint zunächst nicht benennbar, denn sie sagt es zweimal, bevor sie sagt „ohne irgendeine Abteilung“. Zu bemerken ist: Es wird nicht einfach gesagt ‚wir waren alleine‘ oder ‚wir waren ohne Abteilung‘, es scheint ein mehr an Zu-Sagendem da, das aber im „irgendwas“ und „irgendeine“ verborgen bleibt.

Jetzt kommt das „wir“ wieder vor, und auch das „ich“. Die Perspektive kommt wieder zurück zur Erzählerin*. Die Situation wird als Gruppe erlebt und sie setzt die Geschehnisse in Kontrast zu dem, was sie wollte. Zwei Entwicklungen stellten sich gegen den Austausch, den sie gerne gehabt hätte – und trotzdem gibt es hier noch und wieder ein „wir“.

In Zeile 8 ist bemerkenswert, dass hier so nach den nächsten Worten gesucht wird. Es wirkt wie eine Unsicherheit, wie das jetzt ausgedrückt wird. Es wird dann eine eher passiv wirkende Formulierung, eine sachlich klingende, gewählt.

„(einatmen) was dann aber toll war dass dann diese eine andere Doktorandin die zwei Jahre über mir war (1) und ich wir haben uns dann irgendwann mal im Sommer zusammengesetzt und überlegt und und ich fand es so schlimm dass sozusagen man überhaupt nicht mehr viel zu A-Fachbereich hier hat und und die Leute die da was dazu machen sind irgendwie extrem verstreut also so an verschiedenen Instituten und dann haben wir gedacht wir wir gründen jetzt n Netzwerk.“ (45/9-15)

Es scheint als würden die andere Doktorandin* und sie durch die Umstände nun dazu gebracht, dass sie sich überlegen, wie sie mit den Problemen dieser Situation umgehen. Gleichzeitig ist vermerkt, dass sie sich im Sommer zusammengesetzt haben, das klingt so, als wenn sie die Freiwilligkeit des Zusammensetzens betonen will, die Eigeninitiative vielleicht.

Überraschend wirkt die Netzwerkgründung, weil das nun so viel Aktivität zeigt, so ein großer, aktiver Schritt nach dieser eher passiven Was-ist-passiert-Passage ist.

Dass damit aufgezeigt wird, dass Emilia Austausch und Vernetzung wichtig ist, sollte in Zusammenhang mit wissenschaftlichen Arbeitskulturen gesehen werden – da das dadurch auch als geforderter Wunsch gesehen werden kann. Die Netzwerkgründung geht wohl über das Übliche in dieser Laufbahnphase hinaus, aber es kann durchaus auch im Sinne des Sich-als-Wissenschaftlerin*-Erzählens als Betonung gesehen werden. Sie kann damit betonen, dass sie eine herausragende Wissenschaftlerin* ist.

Hier, wo es um einen Weg geht, den Austausch wieder zu ermöglichen, wird nun auch das Fach thematisiert. Es geht um einen fachlichen Austausch, es soll doch etwas zum A-Fachbereich ermöglicht werden.

Das wird anscheinend erst dann angestrebt und angegangen, als sie nicht mehr allein in der Situation des mangelnden Austausches ist. Es ist also gewissermaßen ein Verbünden mit einer Anderen, die in einer ähnlichen Situation ist. Es wird als gemeinsame Idee, gemeinsames Projekt dargestellt.

„und dann haben wir n Netzwerk gegründet und ne Seminarreihe aufgebaut. haben auch Gelder beantragt und bekamen Gelder dafür und haben ganz hochkarätige Leute aus dem Ausland also wirklich hochkarätige Leute (1) äh also sozusagen die Top-Professoren in diesem Thema eingeladen und hatten halt die Gelder um die hierher fliegen zu lassen und die haben dann vorgetragen und (einatmen) und das war total toll. sozusagen diese Leute zu sehen- die richtig- also nicht alle waren so beeindruckend aber viele waren sehr beeindruckend (einatmen) und zu sehen was sie für Forschung machen und deren Lebenswerk war auch mitzubekommen also woher kamen die (1) was haben die gemacht. und die haben einen natürlich auch sehr unterstützt und (1) und das war das war total wichtig also diese das gibts immer noch das Netzwerk-“ (45/15-25)

Jetzt ist sie ganz in der Handlungsperspektive, aktiv, erzählt was sie alles gemacht haben und wie sie das fand. Es schwingt einige Begeisterung mit.

Die Erzählerin* scheint hier noch einmal klar zu stellen, wie wichtig ihr der Austausch ist – ein persönlicher Austausch (Beziehungsdimension), denn die Leute werden hergeflogen, und ein fachlich anspruchsvoller Austausch: „hochkarätige Leute“, „sozusagen die Top-Professoren in diesem Thema“.

Sie erzählt, dass sie Seminarreihe und Netzwerkaufbau als zwei Doktorandinnen* organisiert haben. Eventuell sind auch Ressourcen, die ansonsten für die Abteilung aufgewendet worden wären, durch die Auflösung dieser frei geworden und konnten so in dieses Projekt fließen: ihre Zeit, aber vielleicht auch Gelder des Instituts. Sie

sagt jedoch nicht viel dazu, wie ihnen das möglich wurde, es wirkt so selbstverständlich.

Danach kommt noch eine Passage, in der sie noch mehr zum Netzwerk und der Zusammenarbeit mit Lea sagt. Sie erzählt auch, dass sie dann auch promoviert hat und einen Antrag mit Leona, der Zweitbetreuerin* ihrer Doktorarbeit, für ihr nächstes Projekt geschrieben habe.

In der Coda dieser Passage spricht sie aber andererseits wieder davon, dass sie für sich gewesen sei und sich allein gefühlt habe. Als sie eben zum Antrag für das nächste Projekt gekommen war, sagt sie: „was genau das erzähl ich dann gleich- (einatmen) ähm aber hab ziemlich unabhängig also war eigentlich sehr für mich“ (46/12-13). Sie sagt, dass sie das schade fand, setzt es in Kontrast zu anderen, die sie in Projekten gesehen habe und schließt mit: „und ich war eigen_ sehr allein gelassen“ (46/19-20). Sie schwankt in der Erzählung in diesen Passagen zwischen einem Allein-gelassen-Sein und einer gemeinsamen Handlungsperspektive.

Wenn sie nun in diesem Segment sowohl von „furchtbar“ als auch von „total toll“ spricht und das zusammen mit ihrer Aktivität oder Passivität in der Formulierung und ihrer Handlungsposition betrachtet wird, könnte es auch eine Erzählstrategie sein, dass sie die furchtbaren Teile weniger an sich heranlässt indem sie sie anders erzählt, dass sie sich so auch distanzieren kann.

Die Interpretationen hier zum Allein-Sein und zum Gemeinsam-Handeln, sowie zu möglichen Erzähl- und Handlungsstrategien können wiederum mit anderen Passagen dazu noch genauer betrachtet werden – dies trägt zur Herausarbeitung der Dimensionen bei.

5.4.10. Zu Wissenschaft und Zusammenarbeit - aus dem Nachfrageteil

Zu Wissenschaft, wie sie Wissenschaft versteht und weiteres spricht die Erzählerin* im Nachfrageteil auf den Seiten 60-63 noch genauer. Dieser Teil wurde also auch intensiver betrachtet, eine Passage daraus ist zur Frage nach der ‚Strategie‘ besonders interessant:

„und mein- deshalb wollt ich eigentlich erstmal promovieren und dann mir drei vier Monate nehmen weil ich wollte schauen ich wollte in diesen in dieser Zeit suchen- wo

arbeiten Leute die ein bisschen anders da ran gehen. und ich hatte ja schon paar Leute kennengelernt über unsre Seminarreihe die wir da eingeladen haben- die Leute die wir eingeladen haben und ich wollte einfach- und ich glaub ich möchte nur in der Wissenschaft bleiben wenn ich ähm (1) wenn ich n Institut finde wo (1) wo einige Leute sind die so arbeiten- denen einfach das wichtig ist die Wissenschaft selbst und die Kommunikation und dieses Zusammenarbeiten und und weniger dieses rein strategische handeln“ (63/13-21)

Sie plädiert also dafür, sich für wissenschaftliches Zusammenarbeiten einzusetzen, aktiv andere Personen zu suchen, denen die Wissenschaft selbst wichtig ist. Das bedeutet für Emilia Wolle eine bestimmte wissenschaftliche Haltung zu zeigen und dabei Kommunikation und Zusammenarbeit ernst und wichtig zu nehmen. Sie grenzt diese wissenschaftliche Haltung, die Wissenschaft selbst, von etwas ab, das sie „strategisches Handeln“ nennt. Was sie mit diesem strategischen Handeln meint, zeigt sich in der Passage davor, wie auch an anderen Stellen im Interview: die Betreuerin*, die Angst habe „da jetzt Stellung zu beziehen“ (40/20-21) wegen ihrer Einbindung in die Institution; dem hochrenommierten Professor*, bei dem sie das Gefühl äußert, er unterstütze sie „um den andern eins auszuwischen“ (47/12) und worüber sie sagt es war ein gespaltenes Verhältnis, „weil ich nie wusste wie viel macht er hier strategisch“ (47/23-24); „zu merken dass halt Leute strategisch publizieren- strategisch forschen- dass das nicht ganz sauber ist“ (62/18-20); und dass sie es sehr unangenehm finde auf Konferenzen und dergleichen, „dass man sieht so viel strategisch- wer da mit wem redet und wer zu wem freundlich ist“ (72/14-15). Die Abgrenzung zwischen der Wissenschaft selbst und dem strategischen Handeln geschieht an einer früheren Stelle auch anhand der Emilia Wolle empörenden Verbindung zu „Kriegsspiel“/„Frontenkämpfe“ der männlich geprägten Wissenschaft, wo die Kämpfe um Fronten über inhaltliche Argumentationen gestellt werden (16/15-17/23).

Eine weitere Stelle daraus, die dazu auffällt: Sie weist darauf hin, dass nicht einfach nur Mentoring-Strukturen gegen solche Rollenklischees helfen, gegen das Erleben von Ungerechtigkeit (im Gegenteil erzählt Emilia Wolle sogar von einem Hintergehen durch eine Mentorin* in einem Frauen*-Mentoring-Programm, 62/7-14). Es scheint anders zu funktionieren für sie: Emilia Wolle hilft sich mit einem Gegenentwurf und der Suche nach Gleich(anders)gesinnten. Sie entwickelt (gegen Ende immer mehr) eine aktive Handlungsstrategie – die Positionierung über einen Gegenentwurf zu wahrgenommenen Rollenbildern und der wahrgenommenen Wissenschaft, sowie

einer Suche nach solidarischen Beziehungen – und scheint auch ihre Lebensgeschichte geprägt durch diese Handlungsstrategie zu erzählen.

Diese Handlungsstrategien sollen im nächsten Kapitel genauer und zusammenschauend betrachtet werden: An welchen Stellen werden Handlungsstrategien wie thematisiert? Was spielt da mit, worauf reagiert sie wie, wie wird es erzählt und gerahmt/geframed?

5.5. Zu einer ‚Strategie‘ der Erzählerin

Zum Abschluss der Arbeit am Einzelfall folgt hier nun noch eine kurze Gesamtbeurteilung. Als Schichtung im Interviewverlauf erkennbar geworden – als eine Art Gesamtgestalt –, an verschiedenen Kernstellen auf unterschiedliche Weise enthalten, sind Fragen nach Geschlechterrollen, Gemeinschaft und Allein-(gelassen-)Sein, Thematisierung der Schwierigkeit, mit mangelnder Solidarität umzugehen. Auch die Frage nach ‚Stimme‘ wurde immer wieder eingewoben. Die Erzählung erscheint immer wieder als Verhandlungen von Solidarität und/oder als Versuch eine Gemeinschaft aufzubauen.

Die Erzählerin* entwickelt eine aktive Handlungsstrategie, über das In-Beziehung-Treten und die Positionierung über einen Gegenentwurf zu wahrgenommenen und überzeichnet dargestellten Rollenbildern und der Wissenschaft selbst. Dabei zeigt sich eine Suche nach solidarischen Beziehungen. Sie scheint ihre Lebensgeschichte geprägt von dieser Handlungsstrategie zu erzählen.

6. Zusammenführung und Verdichtung der Interpretationen

Ziel ist der Beginn einer Theorieentwicklung, die das empirische Material ernst nimmt und vorhergehende theoretische Ansätze heranzieht, um die eigene theoretische Schärfung in Form von hypothetischen Dimensionen formulieren zu können.

An der Arbeit an diesem Fall zeigt sich, wie eine Suche nach solidarischen Beziehungen einen entscheidenden Einfluss auf den Verbleib von Frauen* in der Wissenschaft haben kann. Die hier aufgezeigten Themen, Frauen-/Geschlechter-Rollenbilder sowie Suche nach Solidarität und relevanten Beziehungen/Beziehungspersonen, können an

weiteren Kernstellen dieser Biographie und an anderen Biographien geschärft werden, um ihre Bedeutung als (unter Umständen different ausgeprägte) Dimensionen in Wissenschaftlerinnen*-Biographien herauszuarbeiten.

6.1. Zusammenführung zum Fall ‚Emilia Wolle‘ zu den Dimensionen Geschlechterrollen und Beziehungen/Solidarität

Wie bereits im fünften Kapitel zu Beginn kurz dargestellt wurde, wurden im Laufe der Forschungsarbeit Dimensionen der Analyse erarbeitet. Diese kamen zunächst immer wieder im Verlauf als Thema oder als Interpretationsnotiz auf, deuteten sich im Laufe der sequentiellen Bearbeitung als übergreifende Dimension an, in der Art und Weise, wie sie zur Erzählung der Lebensgeschichte als Wissenschaftlerin* beitragen. Im fünften Kapitel wurde dies kurz skizziert, um die Auswahl der dargestellten Interpretationstexte zu begründen. Hier wird nun von diesen Interpretationstexten abstrahierend, die Herausarbeitung der Dimensionen dargestellt.

Nach dem Schreiben der Interpretationstexte, der line-by-line-Analyse der Kernstellen, wurde daran gearbeitet, die Dimensionen besser zu überblicken und mittels Skizzieren die Gedanken dazu zu ordnen. Aus dem Versuch, die Dimensionen anzuordnen, ergibt sich ein Bild, das sich wie folgt beschreiben lässt:

Die zwei Hauptdimensionen, die sich mit Blick auf die Aufschichtungsprozesse im biographischen Interview und den forschungsleitenden Fragen ergeben, sind die Dimensionen Geschlechterrollen und Solidaritätssuche als eine Art ‚Strategie‘. Diese zwei werden als Hauptdimensionen bezeichnet, da sie zentral für die Analysearbeit sind und häufig miteinander verwoben relevant erscheinen.

Die Dimension der Stimme/Sprachmacht erscheint eher als vermittelnde Dimension zwischen den zwei Hauptdimensionen. Auch die Dimension Allein(gelassen)sein/Selbstständigkeit wirkt den anderen Dimensionen angehängt, die Dynamik der Hauptdimensionen wirkt wechselseitig mit dieser Dimension zusammen. Diese Dimensionen werden also gerade in jener Zusammenwirkung mit den Hauptdimensionen betrachtet.

Zunächst soll zur Dimension der Geschlechterrollen noch einmal ihre Verankerung im Fall zusammenfassend dargestellt werden, indem einige zentrale Aspekte herausgegriffen werden.

In der Anfangssequenz werden über die Tätigkeiten der Eltern ‚Geschlechterrollen‘ in den Blick gebracht. Emilia kontrastiert den ‚Gesellschaftsmensch‘, den Vater, mit der Mutter, die aber nicht nur für den als Gegenpart dargestellten Haushaltsbereich und die Ordnung in der Familie zuständig ist – sondern für die Mutter wird, im Gegensatz zum Vater, mehr gesehen als die, mit Bezug auf den Vater dargestellte, Entweder/Oder-Option. Sie lässt sich nicht in dieser Entweder/Oder-Logik fassen. Für sie ist nicht nur Beruf *und* Care möglich, sondern auch noch ein Studium; eine Vielfältigkeit innerhalb der verschiedenen Bereiche wird dargestellt. Emilia scheint zu zeigen: Der Vater hat es leichter und kann sich auf sein ‚Gesellschaftsmensch‘-Sein mit Berufsbezug beschränken – die Mutter ist stark und klug und verantwortungsbewusst, ist vieles gleichzeitig und muss aber letztlich auf eine Promotion verzichten. Das wird verbunden mit den Bedingungen des Alleinseins (der Vater ist in vielen Bereichen anscheinend nicht da, um mitzutun) und des frühen Verantwortung-für-Kinder-Übernehmens. So wird ein ungelebtes Leben der Mutter früh thematisiert und deren Potenzial als prägend benannt, wodurch sich ein Widerstandspotenzial der Erzählerin* gegenüber binären Geschlechterrollen erklären könnte.

Mit der Thematisierung der Ordensschwester, die als ‚Schwester auf eigene Faust‘ charakterisiert wird, ist eine ganz ‚schräge‘ Situation verbunden. Hier ist zum einen der konventionsbrechende Aspekt und zum anderen die Betonung der Stärke zu beachten. In der Frage, die Emilia Wolle an dieser Stelle verhandelt, ob das Verhalten der Schwester als zu stark zu bewerten sei, zeigt sich eine gewisse Unsicherheit. Letztlich erscheint die Stärke als beeindruckend und die starke Frau* als positives Bild, solange eine (gleichberechtigte, solidarische) Beteiligung anderer durch sie nicht verunmöglicht wird.

Zum Erststudium steht für Emilia Wolle die Zeit in der Fachschaft, mit dem Sichtbarwerden der Professoren*-Streits, im Zentrum. ‚Eklige‘ Wissenschaftler (und sie betont hier den Geschlechterfaktor mehrmals) brechen das Professorenbild und das Wissenschaftsideal in der Erzählung. Die Universität erscheint als Kampffeld, auf welchen die zwei Trennlinien Geschlecht und Alter relevant werden, und in dem ‚die Wissenschaft selbst‘ kaum noch Platz hat. Interessant ist, dass die Erzählung vom Austausch mit einem Freund einen Weg zu anderen Verhältnissen aufmacht, die Beziehungsebene also hier hereinspielt um Veränderung versuchen zu können.

Für die Studienzeit in den USA ist eine Art schauspielerisches Ausprobieren bemerkenswert. Hierbei geht es in der Erzählung vor allem um ein Ausprobieren in Bezug auf Geschlechterrollen und Stimme.

Die Erzählerin* erzählt sich als einzige Frau*, die zum Ausflug (den sie als Männlichkeitsdarstellung erzählt) mitfährt und in eine stark überzeichnete Männer*rolle schlüpft, was etwas parodistisch wirkt. Sie bringt auch den gesellschaftlichen Kontext und die ‚krasse‘ Situation zur Sprache.

Als ‚wichtige Sache‘ wird die Situation erzählt, in der eine Lehrende ihre Stimme lobt, sie bestärkt und zum Gebrauch der Stimme ermutigt. In der Erzählung ist hier diese Frau* in sagender Position und aktiviert mit dem Gesagten Emilia. Um diese Erzählung verständlich zu machen, beziehungsweise deren Bedeutung, scheint es für Emilia wichtig, auf die Teamsituation zu verweisen. Sie war die einzige Frau unter ‚diesen Männern‘, verweist auf deren ‚ekliges‘ Verhalten – das gewissermaßen als ‚toxic masculinity‘ gesehen werden kann – und auf das ‚Passiv-ins-Team-gesetzt-Werden‘. Emilia Wolle betont Geschlechterverhältnisse und die Bedeutung des ermutigenden Satzes in ihrer Lebensgeschichte. An dieser Stelle treffen sich so drei Dimensionen – Sprachmacht, Geschlecht und (Nicht-)Alleingelassenwerden.

Zur Bedeutung der Stimme schreibt auch Sandra Beaufays, wobei sie über eine Sequenz einer Gruppendiskussion von Gleichstellungsakteurinnen ebenfalls Fragen von Stimme, Hörbarkeit und (Nicht-)Anerkennung aufwirft (Engels, Beaufays, et al. 2015, 131-134). Es erinnert hier wie da an die Frage: Can the subaltern speak? (Spivak 2008)

Verunsicherung ist wohl das große Thema bei der Erzählung zu den ‚Awards‘, und zwar doppelt. Zum einen wird speziell ein Award genauer benannt, den Emilia bekommt: Sie wird prämiert, als die Person, die „die meisten Männer einschüchtert“, was wohl auch als Verunsicherung der Männer* betrachtet werden kann. Durch den Award wird dann Emilia verunsichert, ob diese Verleihung nun „böse“ oder „nett“ gemeint sei. Jedenfalls sieht Emilia sich in einer Position, für die sie sich rechtfertigen muss, sie sei „zu laut“, und macht das mit einer anderen Differenzlinie, ihrer Zuordnung als „Deutsche“, erklärbar.

Insgesamt erscheint die Erzählung zur Studienzeit in den USA als Geschichte zweier Seiten einer Medaille: Im Wissenschaftlerin*-Werden, in der Studienzeit, an der Universität, gibt es eine offizielle, lehr- und inhaltsbezogene Seite und eine inoffiziellere, team- und interaktionsbezogene Seite. Auf der offizielleren, sichtbareren Seite scheint alles fair geregelt, auf der inoffizielleren, unsichtbareren Seite kann dann zum einen mehr ausprobiert werden, aber hier finden sich auch einige Schilderungen oder Spuren von (mehr oder offenerer?) Geschlechterungleichheit.

In der Passage zu Mentor und Mentorin ist die Verknüpfung des Wissenschaftlerin*-Werdens mit der Beziehungsebene angesprochen, für Emilia Wolle gehört dazu ein In-Beziehung-Treten, ein Beziehungsaufbau. Diese Mentoring-Beziehungen entstehen aber nicht durch ein Mentoring-System, sondern aus Arbeits- bzw. Studienzusammenhängen. Es gab keine Zuteilung und Planung in dem Sinne, wie an der späteren Stelle, wo sie von einem ‚Mentoringsystem‘ spricht und die positive Wirkung dessen verneint – im Gegensatz zu den positiv wirkenden Mentoring-Beziehungen von denen an dieser Stelle erzählt wurde.

Im ersten Jahr des Doktorand_innen-Programms kommt es zu Problemen mit dem Leiter* der Abteilung, in welcher Emilia Wolle zwar noch nicht arbeitet, zu der sie aber schon zugeteilt ist. Dieser Chef* wird von der Erzählerin* als „falsch“, als Redner ohne viel dahinter, als „so n Typ halt“ charakterisiert. Er verlangt von ihr eine Tätigkeit, die sie laut den Regeln des Programms nicht erfüllen sollte. Emilias Strategie des In-Beziehung-Tretens zeigt sich auch hier, sie spricht mit Personen von denen sie sich solidarische Zuwendung, Verständnis und Rat zu erwarten scheint – ihrer „Kohorte“, den Personen im selben Jahrgang des Programms. Diese raten ihr, sich eher an die Regeln des Programms zu halten, Emilia schlägt einen Kompromiss vor. Die Beschreibung der Reaktion des Chefs lässt sich als Hinweis auf eine etablierte paternalistische Ordnung verstehen und wirkt drohend. Der Abteilungsleiter* stellt in den Raum, dass sie nicht in seine Abteilung kommen würde – wobei die Erzählerin* bemerkt, dass solch eine Entscheidung regulär nicht in seiner Entscheidungsmacht liege. Emilia scheint aber ihre Strategie fortzusetzen, spricht mit ihrer Betreuerin* und dann mit dem Vorstand. Dieser beendet dann den Konflikt indem eine Entscheidung des Vorstands über die Zugehörigkeit Emilias zur Abteilung an alle ausgesendet wird. Dass Emilia Wolle sich an der Stelle solchermaßen gegen die ungerechte

Anforderung des Abteilungsleiters stellt und diesen Konflikt so durchsteht, lässt eine gewisse Neigung, einen gewissen Willen zum Widerstand erkennen – sie lässt sich nicht ungerecht behandeln, lässt die paternalistische Ordnung nicht greifen.

Die Passage, in der Emilia Wolle über „Frauenrollen“ spricht, beginnt mit einer Erzählung über eine Doktorandin*, die sie im Ausland kennenlernte. Emilia beschreibt dies als „Frauenrolle“, spricht über ihre Gefühle, die Wirkung auf sie, und verknüpft dies dann auch mit einer zweiten (ähnlichen) „Frauenrolle“. Emilia fokussiert in dieser Passage stark auf Geschlecht, es scheint vieles in dieses Erklärungsmuster eingeordnet. Hauptsächlich scheint es um ein Nichts-Sagen in unterschiedlichen Positionen zu gehen, dies ist daher wiederum eine Stelle, an der die Dimensionen Geschlechterrollen und Stimme/Sprachmacht als miteinander verwoben sichtbar werden. Dass sie von „Rolle“ spricht, kann auch im Kontrast zum Sprechen von Personen gesehen werden – so drückt sie damit vielleicht die strukturelle Problematik aus, und bringt es gerade *nicht* als Frage der Persönlichkeit, des Individuums, ins Spiel. Dazu würde wohl auch ihre abschließend aufgeworfene Frage passen, ob sie es anders machen würde: Obwohl sie sich nicht in dieser Frauenrolle beschreibt, sich distanziert, indem sie die Rolle mit negativen Gefühlen von sich weist, scheint sie sich nicht sicher, ob sie auch in einer anderen Position nicht so handeln würde.

In diesem Sinne scheint sie hier die Frage nach Bedingungen für Frauen* in der Wissenschaft, nach Geschlechterverhältnissen und vor allem nach Veränderung, weder mit einer Entwicklung (etwa von nachteiligeren Bedingungen und Verhältnissen zu besseren) noch mit Resignation zu beantworten. Denn ihr Anspruch wird klar, indem sie von einem ‚doch Vorwerfen‘ und ‚role models‘ spricht. Es scheint als sehe sie zumindest prekäre Strategien zu Veränderungsmöglichkeiten.

Ihre Strategien dazu weisen auf die Bedeutung des gemeinsamen Einsatzes, der Stärkung durch In-Beziehung-Treten/Sein und des bewussten Suchens nach gemeinsamen Möglichkeiten.

Was eine Bewusstseinsbildung und ein gemeinsames Entgegentreten bewirken kann? Dazu berichtet Laura Rhoton von den Erkenntnissen eines Projekts für ‚gender equality‘ an einer US-amerikanischen Universität:

„Through self-study of social science literature on unintentional gender bias and gender schemas, committee members were able to take what they learned and apply this information to their own experiences, with women often realizing that they had encountered unconscious bias in their own careers that they had previously denied existed (Stewart, Malley, and LaVaque-Manty 2007). All of the STRIDE committee members mentioned that they felt more confident in interacting with colleagues and intervening in negative gender dynamics within their own departments as a result of the knowledge gained (Sturm 2007). Combined with lessons learned from the MIT (1999; Bailyn 2003) report about the importance of women sharing experiences and working collectively to enact institutional change, education about subtle gendered barriers can begin to create lasting change that will challenge individualist explanations for success that frame science as a gender-neutral meritocracy in which the most qualified inevitably succeed.“ (Rhoton 2011, 713)

Nun kann bereits an dieser Stelle zusammenschauend und heraushebend zu den Rekonstruktionen im Fall Emilia Wolle – und dabei relevanten Dimensionen – in einigen Absätzen festgehalten werden:

Emilia Wolles Erzählung kann als Positionierung zu den Kämpfen im Feld, die als Teil des sozialen Feldes Wissenschaft im ersten Kapitel beschrieben wurden, gedeutet werden. Ihre Zeichnung dieser Frontenkämpfe erscheint als Darstellung der männlichen* Norm – einer Norm, die sie jedoch nicht als wissenschaftliche Norm stehen lässt, sondern gegen die sie sich positioniert.

Dies wird ähnlich auch von Sandra Beaufays zu einer Interviewinterpretation geschildert. In dieser geht es um die Erfahrung mit ‚Diskussionen‘, die eine Wissenschaftlerin* gemacht hat: Die inhaltliche Ebene werde in Diskussionen zugunsten sozialer Rankämpfe verlassen. Darauf will sich die Wissenschaftlerin* nicht einlassen, sie weiß aber von der Notwendigkeit, Position beziehen zu müssen. Kriegs- und Kampfmetaphern zeigen sich in diesen Interviews, wenn es um die soziale Dimension von Wissenschaft geht – im Interview, welches Beaufays interpretiert, wie auch in jenem mit Emilia Wolle. (Engels, Beaufays, et al. 2015, 126-128)

Die Normativität zu zwei Geschlechtern greift Emilia Wolle auf, überzeichnet sie wohl an einigen Stellen, bietet aber auch Sichtweisen auf Überschreitungen. Sie zeichnet sich selbst z.B. nicht als ‚typische‘ Frau*. Sie sucht nach Möglichkeiten des Dazwischens, nutzt dazu aber gerade auch eine (überzeichnete) Stereotypisierung. Die Möglichkeit, die nicht in die zweigeschlechtlich überzeichneten Rollen fällt, stellt sie als wissenschaftlicher gegenüber dieser stereotypen zweigeschlechtlichen Rollen dar, schreibt ihrer Möglichkeit aber in der Akademia (dem wissenschaftlichen Feld) wenig

Raum zu. Geöffnet werden Räume bzw. Möglichkeiten für Emilia Wolle durch Beziehungen, durch Verbindung von diesen nicht-Rollenhaften, ‚echten‘ Wissenschaftler*innen.

Sie entwickelt sich als Wissenschaftlerin*, die wissenschaftlicher arbeitet/lebt/ist als ‚die Wissenschaftler‘* – die sie in Form der ‚ekligen‘ Professoren*, der ‚Kriegsspieler‘* etc. überzeichnet –, um aus dieser Selbstkonstruktion schöpfen zu können, dies nutzen zu können als Motivation, als Antrieb, um im wissenschaftlichen Feld ‚überleben‘ zu können zwischen widerstreitenden Bedingungen (gewissermaßen *illusio* oder Ideal der Wissenschaft, der wissenschaftlichen Persönlichkeit gegen Geschlechternormen). Sie erzählt sich und uns damit ‚ich kann es besser machen‘ – und um dies besser leben zu können, brauche es mehr Menschen, die so denken und Zusammenschlüsse solcher Wissenschaftlerinnen* (und Wissenschaftler*).

Gegen Ende des Interviews gibt es weiters noch interessante Stellen, die zum tieferen Verständnis der Verwobenheit der Dimensionen beitragen können – insbesondere durch die erfahrene Wendung in der beruflichen Situation, die sehr aufschlussreich erzählt wird.

Zu den weiteren Problemen mit dem Abteilungsleiter* sind einige spannende Aspekte zu bemerken, sowohl dazu, *was* sie erzählt, als auch dazu, *wie* sie erzählt.

Es wird klar, dass ihrem Ankommen in der Abteilung etwas im Weg steht, über diesem ‚Etwas‘ und die Situation breitet sich jedoch in der Erzählung einiges an Unklarheit aus. Zusammenfassend könnte interpretiert werden, dass dem Ankommen ein Konflikt entgegensteht, welcher mit Unangepasstheit an die Abteilungskultur und einer Unterordnungsverweigerung verknüpft werden kann. Auffällig ist, dass diese Passage aus dem Blick und der Stimme der Anderen erzählt wird (z.B. ‚sie sagen ich würde...‘ und ‚er sagt sie sollen nicht mit mir...‘).

Es ergibt sich eine Schilderung der sozialen Isolation der Erzählerin* an dieser Stelle ihrer Lebensgeschichte. Im Kontrast macht sie auch klar, dass wissenschaftliches Arbeiten für sie auch Kommunikation und Austausch bedeutet. Dabei werden an dieser Stelle die Fragen ‚Wer ist Teil des Austausches? Wer wird eingebunden? Wer ausgeschlossen?‘ tragend – die Antwort gibt hier der ‚Chef‘*.

Es kommt danach zum Umbruch, als der Chef* „gefeuert“ und die Abteilung aufgelöst wird. Das erscheint gewissermaßen als ‚Explosion‘ der Situation, wird aber eher ‚understated‘, kühl erzählt – immer noch in einer unbeteiligten, passiven Erzählweise. Emilia erzählt aus Blick und Stimme der Anderen, es scheinen hier Männer* und Institutionen zu handeln, die Sichtweise wechselt zwischen Chef*, Abteilung und Vorstand. Aus deren Perspektive wird auch die Entscheidung verkündet, dass ‚nichts mehr zu diesem Fachbereich gemacht werden soll‘. Einzig die Doktoranden* dürfen weitermachen bzw. „fertigmachen“, wegen deren Einbindung auch in das Graduiertenprogramm. Erst danach konkretisiert die Erzählerin*, dass die Doktoranden* eigentlich drei Doktorandinnen* sind. Hier zeichnet sich eine Wendung auch in der Erzählweise ab, von den drei Doktorandinnen* wird nämlich zunächst gerade noch passiv erzählt, Emilia Wolle kommt gewissermaßen als Relationspunkt für die Positionierung der drei ins Spiel.

Sie thematisiert im Laufe dieser Sequenz auch das ‚Alleinsein‘. Zusammenfassend könnte gesagt werden, sie hatte zweimal keinen Austausch, da sie zuerst eine Abteilung hatte, die nicht mit ihr sprach, und danach durch das Fehlen der Abteilung ebenfalls Austausch fehlte. Im zweiten ‚Alleinsein‘ entsteht dann allerdings ein „wir“.

Es kommt zu einer Strategieentwicklung: aus einem „Zusammensetzen“ im Sommer entwickeln Emilia und eine andere Doktorandin* einen Austausch im großen Stil. Sie erzählt nun aktiv, aus der Eigenperspektive und mit Frauen* als Handlungsträgerinnen*. Sie erzählt begeistert, freudig, fast überschwänglich von dieser Zeit, vom Netzwerk, von Personen und Veranstaltungen.

Diese Stelle zeigt sich als zentrale Stelle für ein Thema, das im Nachfrageteil von Emilia Wolle noch einmal ausgeführt wird: Sie spricht über Wissenschaft und Zusammenarbeit, über wissenschaftliches Zusammenarbeiten. Dieses wird möglich indem in Beziehung getreten wird, indem Beziehungen gesucht werden zu Personen, denen wissenschaftlich und/oder auf Beziehungsebene etwas zugetraut wird, denen Wissenschaft und Zusammenarbeit ebenfalls wichtig zu sein scheinen. Das grenzt sie von „strategischem Handeln“ ab, welches sie mit männlicher* Wissenschaft verbunden beschreibt. Strategisches Handeln beschreibt sie an verschiedenen Stellen, zusammengefasst werden kann es als unsauberes Handeln – unsauberes Forschen und Publizieren usw. – zum eigenen Vorteil. Dabei würden die Handelnden persönliche

‚Kämpfe‘ und ‚Fronten‘ über inhaltliche Argumentationen stellen.²⁹ Emilia Wolles Entwurf von Wissenschaft und vom Wissenschaftlerin*-Sein ist demnach gerade als Gegenentwurf zu verstehen.³⁰

Ein Zitat aus Christine Thons Text zu widerständigen Subjekten scheint wie dafür geschrieben, um die Verbindung von Geschlechterrollen (und wie sie genutzt werden), von In-Beziehung-Treten und vom Aufbau solidarischer Beziehungen in der Erzählung, als Dimensionen widerständiger Subjektkonstruktionen zu fassen. „Durch das Sichtbarwerden von Kontingenz und das Aufbrechen von Antagonismen werden Positionierungen als widerständiges Subjekt möglich, insbesondere im Zuge der Entstehung kollektiver politischer Subjekte.“ (Thon 2016, 195) Dieser Weg lässt sich in Emilia Wolles Biographie rekonstruieren und damit auch mit dieser Arbeit zeigen – um zu einer widerständigen Artikulation im Zuge der Entstehung kollektiver politischer Subjekte beizutragen.

Mit dieser Perspektive geht nach Thon auch der Aspekt einher, dass Widerständigkeit nicht an ein individuelles (autonomes) Subjekt gebunden sein muss, sondern Widerständigkeit an die (gesellschaftliche) Verstrickung und die Kollektivität gebunden gesehen werden kann. „Beziehungsorientierung und Vernetzung, die in biografischen Konstruktionen von Frauen zum Tragen kommen, legen einen ‚andere[n]‘ Begriff von Autonomie und Individualität‘ nahe als den des ‚autonomen (abgegrenzten) Subjekts‘ (Dausien 1994, S. 138; vgl. auch Dausien 2004, S. 29).“ (Thon 2016, 187) Dies wird zum Schluss der Arbeit noch einmal aufgegriffen, nachdem an einem zweiten Fall ein erstes Weiterarbeiten mit den erarbeiteten Dimensionen ausprobiert wird.

²⁹ Mehr dazu im Kapitel 5.4.10. dieser Arbeit.

³⁰ Vom universalisierten hegemonialen Diskurs werde laut Thon (2016, 195) das ‚Andere‘ „in die Position des Partikularen verwiesen; dennoch hält es von dort aus die Erinnerung wach, dass das scheinbar Universale nicht das allein Denkbare ist. Somit kann es Ausgangspunkt für das Sichtbarwerden der Kontingenz des Hegemonialen werden. Es besteht sozusagen in einer Verweigerung gegenüber dem Hegemonialen und hat zugleich das Potenzial, es offensiv herauszufordern. Dann würde es sich allerdings mit einem Anspruch auf umfassendere Gültigkeit verbinden, mit dem sein partikularer Charakter nicht mehr vereinbar wäre und seine charakteristische Nichtvereinnehmbarkeit verloren gehen würde. Die anhaltende Marginalität des Abweichenden ist also Bedingung dafür, dass in ihm das erhalten bleibt, was gegen das Hegemoniale opponiert.“

An diese These Thons kann folgende Frage geknüpft werden: Erhält Emilia Wolle ihren Entwurf von Wissenschaftlichkeit in einer Marginalität indem sie das Hegemoniale überzeichnet und immer wieder als das (Fast-)Universale, das ihr überall begegnende, darstellt? Verhält es sich ähnlich mit den stereotypisiert überzeichneten Geschlechterrollen?

Ein möglicher Ansatzpunkt zur Weiterarbeit mit den aus dem Fall herausgearbeiteten Dimensionen liegt in der Analyse von Biographien von Wissenschaftlerinnen* bezüglich (nicht-)gelingender Solidarität und der Rolle biographischer Selbstkonstruktionen zu diesen Dimensionen dabei.

Dazu könnte mit folgenden Fragen an biographisches Material herangegangen werden: Wie werden Geschlechterrollen, Stimme/Sprachmacht und Beziehungen/Solidarität thematisiert und wie tragen diese Dimensionen zu einer ‚Strategie‘ bei? Dazu, zu einer Art widerständigen Synthese als Wissenschaftlerin* zu kommen? Zu einer Strategie, die zu einer Transformation von Geschlechterverhältnissen und -beziehungen beiträgt? Wie verbinden sich Interpretation und Re-Konstruktionen zu Geschlechterrollen/-verhältnissen und zum (Nicht-)In-Beziehung-Sein/-Treten? Welche differnten und ähnlichen Ausprägungen der Dimensionen finden sich? Wie tragen die Dimensionen zu einer Konstruktion als Wissenschaftlerin* bei?

6.2. Exemplarische Anwendung auf den Fall Tina Stein

In diesem Abschnitt werde ich an exemplarischen Kernstellen der biographischen Erzählung von Tina Stein die Dimensionen herausarbeiten und einen zusammenfassenden Ausblick geben, wie hier die Dimensionen in einer Strategie verbunden gesehen werden können.

Tina Stein erzählt ihre Biographie insgesamt eher als ‚Aufstiegsbiographie‘, primär scheint für sie der Bildungsaufstieg über die Generationen in ihrer Familie wichtig – dabei setzt sie jedoch besonders die Familie mütterlicherseits relevant und auch Geschlechterverhältnisse werden (dabei) als relevant erzählt. Dazu gilt es jedoch zu bedenken, dass Tina Stein fachlich unter anderem im bildungswissenschaftlichen Bereich tätig ist und die Frage nach Bildungsaufstiegen wohl persönliche und berufliche Erfahrungen verbindet.

Weiters kann insgesamt zum Interview bemerkt werden, dass Tina Stein einen eher unüblichen Einstieg wählt. Sie gibt nicht einen Überblick über die üblichen ‚wichtigen Daten‘, sondern steigt ein, indem sie über ihre vorbereitenden Überlegungen zum biographischen Interview spricht. Dazu sagt sie: „bisschen hatte ich letzte Woche überlegt- was sind denn so wichtige Punkte oder so“ (1/10-11).

Wirklich ins Erzählen kommt sie dann erst nach Minuten, sie verlässt die Metaebene des Sprechens über ihre Vorüberlegungen, als sie für sich im lebensgeschichtlichen Verlauf bereits bei der Zeit des Studienbeginns bzw. der Entscheidung für zwei Studienrichtungen angekommen ist, nach ihrer Zeit als Aupair im Ausland. Ihren Lebensweg als Wissenschaftlerin* charakterisiert sie davor bereits zusammenfassend als ein „peu a peu [...] in die Wissenschaft“ (2/15-16).

6.2.1. Geschlechterrollen und Familienerfahrung

Geschlechterrollen und Frauenrollen thematisiert Tina Stein insbesondere, wenn sie über ihre Herkunftsfamilie spricht. Dies ist zum einen in der Haupterzählung schon enthalten, zum anderen geht sie darauf im Nachfrageteil noch einmal sehr detailliert ein. Sie leitet aus der Familienerfahrung auch so etwas wie Grundsätze für Frauen* oder Anforderungen an Frauen* ab.

Auf meine Nachfrage zur Kindheit, nach ihrer Zeit in der Familie, kommt sie gleich zu Beginn ihrer Antwort auf ihre Evaluation der Trennung ihrer Eltern während ihrer Grundschulzeit zu sprechen:

„meine Eltern haben sich getrennt als ich acht Jahre war- ähm also gerade in der Grundschule- ahm im Nachhinein würd ich sagen es ist glaub ich auch gut gewesen dass meine Eltern sich haben trennen lassen- weil ich bin mir nicht so sicher wenn meine Eltern (einatmen) zusammengeblieben wären ob ich wirklich diesen Weg vielleicht eingeschlagen ha_ weil mein Vater is schon eine Person- der kommt ebenfalls aus einer bildungsfernen Schicht und kommt aber auch nochmal zusätzlich aus ner Familie wo Frauen es immer sehr schwer hatten- [...] (1) und ahm meine ganzen Tanten durften nicht aufs Gymnasium gehn- [...] Fachschule oder so machen- das durften alle meine Onkel aber nicht ähm die Frauen in der Familie“ (11/21-12/6)

Tina Stein bewertet die Trennung der Mutter (und wie später klar wird damit auch der Kinder) vom Vater aus dem „Nachhinein“ als gut. Sie vermutet, dass die Trennung für ihren Lebensweg entscheidend war. Als Grund dafür nennt sie zunächst die „Person“ des Vaters, aus dem Nachfolgenden lässt sich ableiten, dass es bei dieser Person insbesondere auch um die Familie des Vaters geht. Seine „Person“ erklärt sie aus der Familie hervorgehend. Entscheidend für die Familie und die Einschätzung, dass Frauen* es in dieser „sehr schwer hatten“, ist in der Darstellung, dass unterschiedliche Bildungsmöglichkeiten zugesprochen werden.

„weil schon immer so diese Idee dahinter war ah Frauen heiraten so oder so und ah was brauchen die da eigentlich irgendwie n großen Bildungsabschluss oder so.“ (12/6-8)

Dass es Frauen* sehr schwer haben, wird so verknüpft mit einem konservativen heteronormativen Geschlechterbild. Die „Idee“ der Familie – die Frauen in der Ehe sieht, in einer Weise, für die kein Bildungsabschluss notwendig ist – führt zur Verweigerung der Erlaubnis des weiteren Schulbesuchs für die Frauen* der Familie.

Dem stellt sie danach die Darstellung der Mutter (und später auch der Großeltern mütterlicherseits) entgegen:

„ähm- meine Mutter- die hatte schon immer so das Bild gehabt- mach einfach was aus dir draus-“(12/16-17)

Das „Bild“ ihrer Mutter ist aktiv formuliert, auffordernd. Hier kann wieder eine Veränderung auf der sprachlichen Ebene beobachtet werden – es wirkt ähnlich verwendet, wie im Text von Emilia Wolle, wo sie die Sprechweise ändert, als sie die Wende in der Doktorandinnen*-Arbeitssituation erzählt. Eine Gemeinsamkeit kann darin gesehen werden, dass sie sich jeweils mit dem Erzählten verbundener fühlen könnten, da wo sie aktiver erzählen. Verbundener im Sinne dessen, dass sie dies für die Erzählung von sich als positiv fortwirkend erzählen.

Zu einer Art Vorbild, das in ihrer Familie tradiert wird und das zur Geschlechterkonstruktion herangezogen wird, führt sie später noch mehr aus. Diese Stelle wird als nächstes hier herangezogen. Sie spricht im Zusammenhang damit an verschiedenen Stellen von ihrer Mutter, beziehungsweise verbindet sie dies auch mit ihren Schwestern und der Großmutter mütterlicherseits und fasst es auch als ‚meine Familie‘ zusammen – hier nun eine Stelle dazu exemplarisch dargestellt:

„weil das war schon bei uns- ah ich hab ja noch zwei Schwestern die jünger sind- schon bei uns in der Familie immer m ganz wichtiger Punkt- Frauen müssen eigenständig sein- Frauen dürfen sich nicht irgendwie von Männern (einatmen) sich unterbuttern lassen- und vor allendingen was n ganz wichtiger Punkt gewesen ist- nie abhängig sein von n Mann. ah das war schon bei mir in der Familie n ganz wichtiger Punkt. meine Oma selbst lebte das auch aus- ahm also meine beiden Großeltern haben beide gleichberechtigt gearbeitet- und meine Oma würd ich sagen hatte auch die Hosen in der /(lachend) in der Ehe auch an“ (12/21-13/3)

Im Kontrast zum vorhin beschriebenen Frauenbild in der Familie des Vaters, von dem sie im Nachhinein sagt, dass eine hemmende Wirkung zu befürchten gewesen wäre, wäre der Vater länger/stärker Teil ihres Lebens gewesen, wird nun das Frauenbild der Familie der Mutter beschrieben. Dies erfolgt aus der Sicht der Frauen* der Familie, und mit der Erwähnung der Männer* als denjenigen, gegen welche man sich

gewissermaßen ‚verteidigen‘ müsse (nicht „unterbuttern lassen“ und nicht zulassen, „abhängig“ zu sein).

„ähm schon so immer die Gewissheit (1) Mensch halt so läuft halt ne Schule es is nicht schlimm meine Mutter nimmt uns immer auf und ist uns nicht kram aber s hat halt immer gesagt ihr müsst aber das beste draus machen- was dann aber schon irgendwie blöd war in der Schulzeit aber vielleicht ist das da auch so n Punkt dass ich dann einfach doch auch viel immer auch selber machen musste- meine Mutter (schluckt) konnte uns selbst jetzt nich unterstützen“ (13/15-20)

Darauf folgt eine Erzählung über selbstständiges Lernen als Kind. Sie hebt damit die Eigenständigkeitskompetenz hervor. Erzählt wird dies auf eine Weise, die als eine ‚Familienerfahrung‘ gelesen werden kann.

„wär natürlich schön gewesen wenn wir- nicht- in dem Sinne n Elternhaus gehabt hätt wo so ne Unterstützung gewesen wäre aber auf der anderen Seite hats vielleicht dann auch grade diese Kompetenzen gefördert- das ja eigenständig zu sein und ähm auf die eigenen Stärken zu vertrauen- nicht irgendwie den Mut zu verliern sondern wenns mal nicht weitergeht dann einfach denken "jetzt versuch ich irgendwie mein bestes irgendwie draus zu machen" (14/8-13)

Eine bestimmte Unterstützung hat zwar gefehlt, gleichzeitig wurde auf die Stärken vertraut und das Beste aus den Ressourcen gemacht, die da waren. Diese Haltung sieht Tina Stein sehr stark mit den Frauen* ihrer Familie mütterlicherseits verbunden und für ihre Lebensgeschichte, für ihre Erzählung über sich, als „wichtiger Punkt“. Gewissermaßen sagt sie hier auch, dass das, was „schön“ gewesen wäre, nicht gleich „förderlich“ gewesen wäre. Hier könnte ein Potenzial für widerständiges Leben gesehen werden. Es könnte der biographischen Eigenlogik, in den sozialen Bedingungen der Biographie verankert, entsprechen: Eine widerständige Haltung und eine Leidenschaftlichkeit wird als nötig erachtet, Bildung und Förderung von Eigenständigkeit als wichtiges Ziel gesehen, um Ungleichheitsverhältnissen entgegenzuwirken – all dies ist im Zusammenwirken verschiedener Perspektiven grundgelegt, aber nicht einfach festgelegt.

An dieser Stelle wird diese aktive Haltung in der nicht so schönen Ausgangslage gleichzeitig mit Eigenständigkeit und einer Art Frauenkollektiv verbunden – dies wird in ihrer Erzählung dann noch über mehrere Seiten genauer erzählt und evaluiert.

Die Bedeutung der Beziehung zu anderen Frauen* wird an mehreren Stellen von Tina Stein beschrieben und insbesondere das kollektive Bewältigen, und die darin erlebte Stärke, der (Frauen* und Mädchen* der) Familie hervorgehoben.

Zur Bedeutung der Schwestern und der solidarischen Beziehung unter ihnen ist die starke Bezogenheit und Bindung trotz der beschriebenen Unterschiedlichkeit der Schwestern bemerkenswert.

6.2.2. „peu a peu im Grunde genommen in die Wissenschaft“

Auch an der Stelle, an der sie ihren Weg in die Wissenschaft zusammenfasst, konnte Solidarität in Differenz herausgearbeitet werden und auch hier geben Beziehungen Sicherheit sich in ein ungewohntes Terrain zu wagen.

Besonders bemerkenswert war dabei auf textlicher, sprachlicher Ebene die Mischung aus Erzählung (in einer Art, die als klassenspezifisch gesehen werden kann³¹) und theoretischer Einordnung und einer Reflexion als (Sozial-)Wissenschaftlerin*.

Herausgegriffen zur Darstellung der Analyse wird hier die Stelle, an der die Möglichkeit einer Promotion thematisiert wird:

„für mich war irgendwie gar nicht klar ä dass ich nach dem Studium irgendwie Promotion oder so mache- das war in meinem Horizont überhaupt nicht drinnen“ (5/1-3)

Gleich nachdem sie über die Studienabschlüsse von sich und ihrem Freundeskreis sprach, thematisiert sie diese Nicht-Selbstverständlichkeit der Promotion. Dadurch, dass dies als erster Satz dazu gesagt wird, verleiht sie dem eine größere Bedeutung. Es drückt wohl aus, an die *illutio* der Wissenschaft denkend, dass Tina Stein sich in einer Rechtfertigungsposition sieht, wieso Wissenschaft an diesem Punkt nicht ganz klar an erster Stelle in ihrem Leben stand. Der Hinweis auf den „Horizont“ kann demnach als Begründung über ihre Herkunft aus einer „bildungsfernen Familie“ (1/15) verstanden werden, auf die sie bereits ganz zu Beginn verwies und die auch ein wiederkehrender Bezugspunkt ist.

„ich dachte eigentlich eher dran ich werd dann mal gucken was ich dann mit X-Fachbereich hinterher anfangen kann“ (5/3-4)

Hier scheint eine gewisse Unsicherheit über die Zeit nach dem Studium durch. Es ist für Tina Stein nicht klar, was sie mit dem abgeschlossenen Studium dann „anfangen kann“.

³¹ Sehr konkrete Sprache, direkte Rede, etc.

Die Erzählung deutet zum einen darauf hin, dass sie einen Weg außerhalb der Wissenschaft für ihrem Horizont entsprechender hält, zum anderen gibt es aber auch dort keine konkreten Pläne, die erwähnt werden. Jedenfalls bekräftigt sie an dieser Stelle durch die Ausführung erzählerisch noch die Wegorientierung von der Wissenschaft.

„und ähm also es sind eigentlich immer viele Zufälle bei mir im Leben oder immer Personen die so äh wichtig waren“ (5/4-5)

Dies ist der Satz, der die Erzählung einleitet, warum sie dann doch promovierte. Als solcher ist er auch als Evaluation des nachfolgenden zu verstehen. In dieser Evaluation stellt sie wieder die Bedeutung von „Personen“ – und damit Beziehungen bzw. Beziehungsweisen – heraus, die sie als „wichtig“ für ihren Lebensweg sieht.

Sie zählt dann die Personen auf, die an dieser Stelle wichtig waren, was hier nur noch zusammengefasst dargestellt wird: Zuerst nennt sie den Betreuer der Masterarbeit, der ihr eine Doktoratstelle anbietet, dem die Bedeutung zugeschrieben wird, dass er ihr das „zutraut“ (5/15), und wodurch sie sich wertgeschätzt fühlt. Dann spricht sie über ihren Partner und den „Freundeskreis“ (immer wieder auch als „peer Gruppe“ bezeichnet), die sie ermutigen – z.B. mit „du hast das Zeug dazu“ (5/19).

An dieser Stelle kommt dann der Umbruch in der Erzählung, von der Unsicherheit, ob das überhaupt was für sie ist ("wie ich kleine Tina? äh ich jetzt so promovieren?" (5/13)), zur Entscheidung dafür („wo ich dann sagte ja okay dann traue ich mich das jetzt einfach“ (5/22)).

Danach wird noch nachgeschoben, wie diese Entscheidung mit der Familie erlebt wurde: Zum einen erzählt sie zwar, dass die Familie nicht wisse, was eine Doktoratsstelle bedeute, zum anderen ist für sie schon auch erzählenswert, dass ihre Mutter meinte „ja mach mal- wirste schon irgendwie schaffen. wenns schief geht äh kriegen wir das auch irgendwie hin.“ (6/3-4)

Diese Art der Sicherheit in Unsicherheit, durch Solidarität in Differenz³², die die Herkunftsfamilie für Tina Stein bietet, wird an verschiedenen Stellen in die Erzählung eingebaut.

³² Tina Stein zeigt, dass auch als unterschiedlich wahrgenommene/dargestellte Menschen in Solidarität verbunden sind. Trotz Differenz wird solidarisch gehandelt, Solidarität gelebt. Dies

6.2.3. Unterstützungsperson

Tina Stein erzählt, die Unsicherheit nach der Promotion führte fast zum Ausstieg aus der Wissenschaft. Nachdem bereits die Promotion als zunächst nicht in ihrem ‚Horizont‘ und als überraschendes Angebot erzählt wurde, wird auch nach der Promotion zunächst eine Entscheidung aus der Wissenschaft heraus, ein Ausstieg aus der wissenschaftlichen Karriere, geplant.

„eigentlich war für mich dann klar Wissenschaft werd ich auf jeden Fall nicht machen weil ich weiß nach den zwei Jahren Promotion hab irgendwie erstmal damit zufrieden und dachte ne also das kann ich mir jetzt auf Dauer jetzt nicht vorstellen (1) zumal ich ja auch in der Promotionszeit ja auch gesehen hab wieviele Leute ähm (2) bei meinem Doktorvaterumkreis eigentlich versucht haben sich zu bewerben auf eine Professur zu kommen und dann eigentlich im Grunde genommen gescheitert sind (einatmen) hab dann ja auch schon mitbekommen wie schwer das eigentlich ist in diesem Bereich auch unterzukommen und hatte für mich dann eigentlich eher beschlossen ne ich werd dann ähm im Wissenschaftsmanagement eher weitermachen aber Wissenschaft ah hm vermut ich mal ähm wirts dann nicht sein.“ (6/18-7/3)

Dies sagt sie, nachdem sie erzählt hatte, dass sie sich nach der Promotion für eine Referent_innenstelle entschieden hatte. Die Referent_innenstelle im Wissenschaftsmanagement wird damit gewissermaßen in Abgrenzung zur Wissenschaft und ihren Risiken erzählt, wobei ja dennoch zumindest eine Nähe zur Wissenschaft behalten wird.

Schon als sie erzählte, dass sie sich auf diese Stelle beworben hat, wird der Name Greta Kühn genannt, der diese Stelle zugeteilt ist. Mit Greta Kühn bleibt auch die weitere Erzählung verbunden, in der Zusammenarbeit mit ihr entdeckt Tina Stein, dass Wissenschaft „Spaß“ macht (7/6) und als Greta Kühn ans A-Institut berufen wird, ist sie es, mit der es wieder mehr Richtung Wissenschaft geht:

„weil sie ist relativ schnell als ich angefangen hab ans äh A-Institution [A-Stadt] berufen worden und hatte mich dann gefragt ob ich nicht mitkommen möchte und ne Nachwuchsgruppe leiten möchte. ah und ähm dann hatt ich ja irgendwie passt das schon- und äh für mich war das dann schon irgendwie so Forschung ja eigentlich Wissenschaft ist so doch das richtige und probier ma einfach mal.“ (7/10-15)

ist eine Perspektive, die sich auch in feministischer Theorie findet. In der feministischen Kritik des Solidaritätsbegriffes entstand eine Perspektive auf Solidarität als einer Allianz jener, „die sich nicht deshalb verbunden fühlen, weil sie Geschlecht, ‚Rasse‘ oder nationale Zugehörigkeit teilen, sondern weil sie politisch Widerstand gegen systematische Unterdrückung leisten wollen, die mit ihrer *unterschiedlich* konstruierten Weiblichkeit in Beziehung steht“ (Mohanty, zit. in: (Castro Varela und Dhawan 2007, 17); Hervorh. JH)

Zunächst wird noch von einem Probieren gesprochen. Es wirkt mehr passiert als entschieden. Das ändert sich im Verlauf und die Rückkehr zur Wissenschaft, das wieder Fortsetzen des wissenschaftlichen Weges, kann (insbesondere in Zusammenschau mit der Nachbetrachtung in der Coda des Interviews) mit Greta Kühn verbunden werde. Sie scheint für Tina Stein zunächst entscheidend zur Ermöglichung folgender Erfahrung:

„und bin dann mitgegangen nach dem Jahr nach A-Stadt hab da auch diese Nachwuchsgruppe geleitet das war mit ahm zwei Doktoranden mitdabei und zwei wissenschaftlichen Hilfskräften- da (1) formierte sich dann eigentlich bei mir so der Wunsch eigentlich da so nach so langsam dann auch dass ich dann schon gemerkt hab ja- also Professur kannst dir doch vorstellen“ (7/15-19)

In der Zusammenarbeit in diesem Team, in der Arbeit mit der Nachwuchsgruppe entwickelt sich ein aktiver Wunsch, beziehungsweise vielleicht auch der Punkt, an dem dieser Wunsch zum ersten Mal konkret werden kann. Wo vorher gesagt wurde, der Horizont lässt diese Möglichkeit nicht erscheinen, scheint nun der Wunsch in den Horizont gerückt.

Greta Kühn wird auch in späteren Stellen im Lebenslauf als wichtige Person erzählt, mit ihr wird z.B. Rücksprache gehalten in ungewissen Situationen, sie wurde zu einer der Personen, die die Unsicherheit des wissenschaftlichen Lebensweges auffangbar erscheinen lassen können.

„bislang so von der Biographie ähm viel mit Zufällen muss ich schon sagen- ahm an manchen Punkten nich jetzt in dem Sinne ein klarer Weg dass es für mich von Anfang an klar war du wirst jetzt diesen Weg einschlag_ dir zufäll_ und dann auch immer wieder an einzelnen Stellen Personen ähm die mir Mut gemacht haben und vielleicht vielleicht ein Stückweit auch Potenzial in mir gesehen haben was ich erstmal nicht gesehen hab oder nicht wahrnehmen wollte äh und äh an den Punkten einen dann ermutigt haben und einfach dann gefragt haben "willst du nicht das und das machen?"“ (10/22-11/4)

Der Verweis, dass es auch darum geht gefragt zu werden – an einer Stelle, an der es um Personen geht, die Mut machen – holt die Dimension der Stimme und Sprachmacht herein. Hier wird auch gewissermaßen eine Stimme gegeben, indem gefragt wird. Die Frage hat eine Wirkung, sie macht Mut. Auf die Frage von Greta Kühn bezogen, kann wohl gesagt werden, dass die Frage den Horizont erweiterte. Die fragende Stimme, der von Tina Stein und von der Community Sprachmacht zuerkannt wird, fordert auch eine Stimme heraus: Tina Steins Antwort.

Als ich dann im Nachfrageteil zur Referent_innenstelle nachgefragt habe, war das für Tina Stein ein Anlass noch einmal genauer auf die Bedeutung von Greta Kühn einzugehen. Sie führt weiter aus:

„aber auch wieder mit Greta Kühn (einatmen) ähm auch wieder ne Person ähm dies dann auch braucht ähm ah die mir einfach auch gefördert hat an der Stelle- h meine- Greta Kühn is so- oder so ne ähm Soziologin ne deutsche die äm sehr stark auf Nachwuchs auch immer setzt und auch ne Person ist die immer wieder versucht auch (1) Frauen zu pushen und so und dann n ich natürlich an der Stelle einfach an die richtige Person auch geraten- das muss man schon auch sagen ja- ahmm die in mir auch das Potenzial auch gesehen hat aber auch zum anderen auch einfach einem verschiedenste Möglichkeiten gegeben hat“ (23/24-24/6)

Um genaueres dazu herauszufinden, was so eine „Person“ ausmacht, fragte ich dann nach:

„JH: das heißt das war auch eine eine Unterstützungsperson?
IP: ja- also Unterstützungsperson auf jeden Fall- die auch einen so gepusht hat- ich mein die is schon auch eine sehr fordernde Person. also bin auch in dem Jahr auch ah als ich Referentin war bei ihr auch immer so gewachsen- auch ahm was jetzt so Managementfähigkeiten sind aber auch einfach so Organisationsachen und so- ahmm die einen da total unterstützt aber auch n gutes Vorbild auch einfach is. ahm (einatmen) wo auch immer wieder klar war sie hat da natürlich auch schon immer auch erzählt wie schwers einfach ist als Frau in der Wissenschaft unterwegs zu sein- an welche Stellschrauben man drehen muss und so. also von daher war sie ne Unterstützung aber auch echt ne wichtige Vorbildfunktion.“ (24/11-21)

Was genau Greta Kühn als Unterstützungsperson ausmacht, erscheint in einer Verbindung der Dimensionen zu Geschlechterrollen (bzw. Geschlechternormen/-konstruktionen) und Beziehungsbildung (bzw. Suche nach solidarischen Beziehungen) sinnvoll zu analysieren.

Die Darstellung als zentrale Unterstützungsperson und Vorbild, wird formuliert als eine Person, die darauf achtet „Frauen zu pushen“, sie sieht Potenzial, gibt Möglichkeiten, ist fordernde und fördernde Person – zusammen wirkt das als Unterstützung und wichtiges gutes Vorbild.

Sprachlich erscheint diese Passage auch als eine Darstellungsweise wie aus einem Mentoringhandbuch, eine gewissermaßen übliche Erzählung.

Bemerkenswert zur Frage nach den Geschlechterkonstruktionen erscheint insbesondere die folgende Zeile: „erzählt wie schwers einfach ist als Frau in der Wissenschaft unterwegs zu sein- an welchen Stellschrauben man drehen muss und so.“ Das Aufrufen eines eindeutig wirkenden Geschlechts als Frau scheint hier einen Platz

einzunehmen, der handlungsanleitend wirkt. Die Erzählung vereinheitlicht, aber sie eröffnet so auch eine geteilte Handlungsperspektive. Es scheint das Ausgehen von einer geteilten Basis an Erfahrungen zu sein, dass diese Beziehung so besonders macht, sowie die besondere aktivierende Umgangsweise der Person Greta Kühn damit.

7. Ergebnisse der Arbeit

7.1. Dimensionen zur Analyse von Biographien von Wissenschaftlerinnen*

Zunächst soll hier die Frage aufgegriffen werden, wie die erarbeiteten Dimensionen zusammengehören. Die Frage: Dimensionen wovon?

Die Dimensionen können verstanden werden, als Dimensionen von (widerständig-synthetischen) Konstruktionen als Wissenschaftlerin*. Als Subjektkonstruktion, die mit Geschlechternormen und Wissenschaftsidealen, einer *illutio*, zugleich konfrontiert ist, muss ein (widerständig-synthetischer) Konstruktionsweg gefunden werden. Die Dimensionen können so auch als Dimensionen von Widerstandsstrategien in Biographien von Wissenschaftlerinnen* erscheinen: Ob und in welcher Form lassen sich so widerständige Synthesen, und die Schaffung einer Widerstandsstrategie in Beziehung, herausarbeiten?

Nach der Arbeit an den hier dargestellten Biographien erscheint es mir sinnvoll, in weiteren Biographien die Dimensionen Geschlechterrollen/-normen/-konstruktionen und die Suche nach solidarischen Beziehungen analytisch herauszuarbeiten und die Dimensionen Stimme/Sprachmacht und Allein(gelassen)sein/Selbstständigkeit im Blick zu behalten.

In verschiedenen Biographien können sich so ganz unterschiedliche Strategien ergeben, mit ganz unterschiedlichen Ausprägungen der genannten Dimensionen. Es wird aber nach der Analyse des Ankerfalles Emilia Wollé und einem ersten Blick auf weitere Interviews für sinnvoll erachtet, diese Dimensionen und ihre unterschiedliche Ausprägung und Zusammenwirkung in unterschiedlichen Biographien genauer zu untersuchen, um die Widerstandsstrategien besser in den Blick zu bekommen.

Dabei zeigte sich die Dimension der Geschlechterrollen/-normen/-konstruktionen als eine, die in der Fragerichtungen der Arbeit bereits angelegt ist und doch erst in der Arbeit am Material besser gefasst werden konnte. Nun scheint es lohnend, diese Dimension in verschiedenen Biographien aufzusuchen, um die soziale Konstruktion Geschlecht im Verhältnis von Gesellschaftlichem, Sozialem und biographischem Eigensinn besser bearbeitbar zu machen. Es zeigten sich unterschiedliche Aspekte auf unterschiedlichen Ebenen, wie Geschlechterrollen/-normen/-konstruktionen

aufgegriffen oder angerissen wurden, um sie dem biographischen Eigensinn entsprechend zur Re-Konstruktion zu nutzen, wie sie beispielsweise überzeichnet wurden, um dadurch eine andere Konstruktion zu eröffnen, sich davon abgrenzend selbst zu erklären.

Hierüber kann auch versucht werden, einen besseren Blick darauf zu bekommen, wie dies im Zusammenspiel mit einer widerständigen Haltung aussieht oder wie dies aber auch zu einer Reproduktion von zweigeschlechtlichen Normen beitragen kann.

Die Dimension (Solidarität und) Beziehung, ist eine, die sich bereits aus dem methodischen Vorgehen (in den kognitiven Figuren Schützes, siehe 4. Kapitel dieser Arbeit) und aus dem Forschungsstand als relevante Dimension erahnen ließ. Der Blick auf die Beziehungsdimension konnte jedoch im Laufe dieser Arbeit noch geschärft werden: So geht es um Fragen des In-Beziehung-Tretens und dessen Verknüpfung mit der erzählten Handlungsfähigkeit und Handlungsperspektive, um Fragen der Solidarität in diesen Beziehungen (ausgestaltet als Solidarität in Verschiedenheit oder unter Gleichen), sowie um die Frage, an welchen Stellen (solidarische) Beziehungen auch in Verbindung mit Ausstieg oder Verbleib in der Wissenschaft erzählt werden.

Selbstverständlich gäbe es in dieser, wie in anderen Biographien, auch andere Dimensionen, die einer Betrachtung wert wären. Ich stelle hier keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit und erschöpfende Bearbeitung. Vielmehr war es ein Versuch an einem Fall Dimensionen herauszuarbeiten, die sich in der intensiven Bearbeitung des Materials als relevant für Wissenschaftlerinnen*-Biographien gezeigt haben und auch in anderen Biographien – und unter Umständen ergänzt um weitere Dimensionen – einen Beitrag in der Analyse leisten können. So wird auch dazu beigetragen, Strategien besser herausarbeiten zu können und verschiedene Wege aufzeigen zu können, um im Feld der Wissenschaft für verschiedene Geschlechterkonstruktionen und Widerstandstrategien Raum zu schaffen.

7.2. Conclusio

In dieser Arbeit wurde stark an einem Einzelfall gearbeitet, andere Fälle dienten vorerst hauptsächlich dazu, den Blick nicht zu sehr einzuengen und für erste Überprüfungen der ‚Tauglichkeit‘ der Interpretationen und Dimensionen.

Jedoch heißt dies nicht, dass es damit ausschließlich oder hauptsächlich um diesen Einzelfall selbst geht, vielmehr sollten auch die sozialen Strukturen und ihre Re-Produktion in den Blick genommen werden, und die Vorgehensweise dazu am Einzelfall geschärft werden. Dies war Ziel der vorliegenden Arbeit und knüpft damit an die Ausführungen Christine Thons zum biographischen Eigensinn an:

„Ausgangspunkt ist die Idee, dass biografischer Eigensinn Resultat einer spezifischen und einzigartigen Erfahrungsaufschichtung ist, die auf die weitere Bearbeitung und aktiv zu leistende Integration in vorgefundene soziale Strukturen zurückwirkt. Da umgekehrt im Sinne von Biografizität die soziale Wirklichkeit auf ihre Reproduktion durch das biografische Subjekt angewiesen ist, die aber entlang einer im beschriebenen Sinne zu verstehenden Eigenlogik stattfindet, können so auch Veränderungen dieser sozialen Realitäten erklärt werden.“ (Thon 2016, 194)

Dieserart wurde in der vorliegenden Arbeit versucht sowohl mit dem Konzept der Biographizität (nach Alheit und Dausien, siehe oben) als auch mit dem Konzept der Reiteration (nach Butler, siehe oben) einen Zugang zu finden. Die fehleranfällige Reproduktion von Normen, die ihr beständiges Zitieren voraussetzen, kann in biographischen Erzählungen sowohl im Erzählten als auch im Erzählen herausgearbeitet werden. Thon macht auch darauf aufmerksam, dass mit dem Butler'schen Konzepten hierbei darauf fokussiert werden kann, „dass dadurch Räume an den Rändern des Diskurses entstehen können, die für ‚abweichende‘, eigensinnige Subjektivitäten in Beschlag genommen werden können. Dies ermöglicht pointierte Lesarten entsprechender biografischer Konstruktionen.“ (Thon 2016, 194f) Die Ränder des Diskurses der wissenschaftlichen Persönlichkeit und desjenigen der Frauen* in der Wissenschaft konnten somit als Möglichkeitsräume für eigensinnige Subjekt- und Geschlechts-Konstruktionen in den Blick genommen werden.

Die Frage nach Widerständigkeit von Subjekten, welche innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse, innerhalb sozialer Ordnungen, sich konstituieren, lässt sich an erzählten Lebensgeschichten auf eine besondere Weise in den Blick nehmen. So konnte mittels der Anknüpfung an das Konzept von Biographizität die Vermittlung zwischen Geschlechterverhältnissen als gesellschaftlicher, sozialer Strukturen und biographischer Konstruktionsleistungen die soziale Realitäten re-produzieren fassbarer gemacht werden.

Hier ist auch biographische Eigenlogik im Spiel. Eigenlogik, die wie oben beschrieben als Resultat von sozialen Aneignungsprozessen betrachtet wird – wobei diese

Aneignungsprozesse grundsätzlich auch anders hätten sein können, jedoch in den Prozessen wirken, sinnvolle und mögliche Anschlüsse eröffnen, verschieben und verschließen können (Thon 2016, 188).

In den unterschiedlichen Perspektiven, die in biographischen Erzählungen aufeinandertreffen, wurde ein Raum für Re-Konstruktionen geschaffen.

In dieser Arbeit war es nun auch das Ziel Inkonsistenzen, Transformationen und Verschiebungen von Bedeutungen sichtbar zu machen und damit zu einer Analyse und Dekonstruktion von Machtwirkungen beizutragen. Entscheidend ist dabei, dass mit dem Heranziehen von Christine Thons Arbeit zu biographischem Eigensinn und widerständigen Subjekten, „die Infragestellung von Hegemonien nicht als etwas konzipiert wird, das von den Subjekten als solchen ausgeht, welche im Aufbegehren gegen Benachteiligung und Repression mehr oder weniger souverän und rational ihre Interessen verfolgen.“ (ebd.) Vielmehr ging es um ein Aufarbeiten der re-produktionsbedürftigen sozialen Verhältnisse und Normen und ein Aufbrechen des Unsichtbarmachens des ‚Anderen‘ durch den Universalitätsanspruch von Hegemonialem, wobei das ‚Andere‘ aber aufgrund seiner konstitutiven Bedeutung doch irgendwo präsent bleibt und dort, „wo es sichtbar wird, auf die Begrenztheit des scheinbar Universalen und auf Alternativen jenseits des scheinbar allein Möglichen und Legitimen (vgl. Laclau & Mouffe, 2006, 167-173)“ (Thon 2016, 193) verweist.

Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter. "Biographizität" als Schlüsselkompetenz in der Moderne. In *Biographisch lernen & lehren*, von Steffen Kirchhof und Wolfgang Schulz (Hrsg), 15-28. Flensburg: University Press, 2008.
- Alheit, Peter. "Biographizität" als Schlüsselqualifikation. Ein Plädoyer für transitorische Bildungsprozesse. *QUEM-Report*, 2003: 7-22.
- Alheit, Peter. Transitorische Bildungsprozesse. Das "biographische Paradigma" in der Weiterbildung. In *Weiterbildung und Gesellschaft. 2. Aufl.*, von Wilhelm Mader (Hg), 343-417. Bremen: Universitätsverlag, 1993.
- Alheit, Peter, Kerstin Bast-Haider, und Petra Drauschke. *Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland*. Frankfurt am Main: Campus, 2004.
- Andresen, Sabine, Rita Casale, Vera Moser, Annedore Prengel, und Barbara Rendtorff. Editorial. Geschlechterforschung in der Kritik. In *Geschlechterforschung in der Kritik (Jahrbuch der Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 1)*, von Rita Casale, Barbara Rendtorff und Sabine Andresen (Hrsg), 9-17. Opladen: Barbara Budrich, 2005.
- Beaufays, Sandra, und Beate Kraus. Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. *Feministische Studien 1/2005*, 2005: 82-99.
- Birmingham City University. *Toxic Masculinity Symposium*. Mai 2018. <https://www.bcu.ac.uk/news-events/calendar/toxic-masculinity> (Zugriff am 10. September 2018).
- Blumer, Herbert. Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*, von Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg), 80-146. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1973.
- Bourdieu, Pierre. *Homo academicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988.
- Bourdieu, Pierre. *Sozialer Raum und "Klassen"*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.
- Butler, Judith. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991.
- Butler, Judith. *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2013.
- Castro Varela, Maria do Mar, und Nikita Dhawan. Prekarität und Subalternität - Zusammenhänge und Differenzen. *Shedhalle*, 2007: 15-20.
- Dausien, Bettina. Biografieforshung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. Aufl.*, von Ruth Becker und Beate Kortendieck (Hrsg), 362-375. Wiesbaden: VS, 2010.
- Dausien, Bettina. *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat, 1996.
- Dausien, Bettina. Biografieforshung als "Königinnenweg"? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*, von Angelika Diezinger, Hedwig Kitzer, Ingrid Anker, Irma Bingel, Erika Haas und Simone Odierna (Hrsg), 129-153. Freiburg im Breisgau: Kore, 1994.

- Dausien, Bettina. Differenz und Selbst-Verortung - Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept. In *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*, von Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf (Hrsg), 157-177. Wiesbaden: VS, 2009.
- Dausien, Bettina. Rekonstruktion und Reflexion. Überlegungen zum Verhältnis von bildungstheoretisch und sozialwissenschaftlich orientierter Biographieforschung. In *Theorien in der qualitativen Bildungsforschung - Qualitative Bildungsforschung als Theoriegenerierung*, von Robert Kreitz, Ingrid Miethe und Anja Tervooren (Hrsg), 19-46. Opladen, Berlin & Toronto: Budrich, 2016.
- Dausien, Bettina. Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung. In *LebensBilder. Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies*, von Sabine Brombach und Bettina Wahrig (Hrsg), 179-211. Bielefeld: transcript, 2006.
- Deppermann, Arnulf. Interview als Text vs. Interview als Interaktion. *Forum Qualitative Social Research*. 2013. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064> (Zugriff am 14. Februar 2018).
- Engels, Anita. Einleitung: Chancengleichheit in der Wissenschaft? In *Bestenauswahl und Ungleichheit*, von Anita Engels, Sandra Beaufays, Nadine V. Kegen und Stephanie Zuber (Hrsg), 16-44. Frankfurt am Main: Campus, 2015.
- Engels, Anita, Sandra Beaufays, Nadine V. Kegen, und Stephanie Zuber. *Bestenauswahl und Ungleichheit. Eine soziologische Studie zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Exzellenzinitiative*. Frankfurt am Main: Campus, 2015.
- Engler, Steffani. "In Einsamkeit und Freiheit"? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK, 2001.
- Glaser, Edith, und Karin Priem. Wissenschaftsforschung, Disziplin Erziehungswissenschaft und Geschlecht. In *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*, von Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel (Hrsg), 16-32. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2004.
- Gstöttner, Anna. *Hochschulkarrieren in Deutschland und Skandinavien. Eine qualitative Untersuchung der Erziehungswissenschaft unter Genderperspektive*. Wiesbaden: Springer, 2014.
- Haas, Marita. Caught between restrictions and freedom: Narrative biographies shed light on how gendered structures and processes affect the drop-out of females from universities. *Current Sociology* 1-19, 2016.
- Hackl, Jacqueline. Forschungsmaterialien zur Studie "Re-Konstruktionen zur Biographie von Wissenschaftlerinnen*". Wien: (unveröffentlichte Materialien), 2017.
- Hahn, Alois. *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte*. Frankfurt: Suhrkamp, 2000.
- Hausen, Karin. Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas.*, von Werner Conze (Hg), 363-393. Stuttgart: Neue Forschungen, 1976.
- Kahlert, Heike. *Riskante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung*. Opladen: Budrich, 2013.
- Kelle, Udo, und Susann Kluge. *Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, 2010.

- Kleiner, Bettina, und Nadine Rose (Hrsg). *(Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung*. Opladen: Budrich, 2014.
- Klinger, Sabine. *(De-)Thematisierung von Geschlecht*. Opladen: Budrich, 2014.
- Kohli, Martin. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1985: 1-29.
- Koller, Hans-Christoph. *Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft*. 4. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, 2009.
- Koller, Hans-Christoph. Zur Bedeutung von Butlers Subjekttheorie für die Erforschung biographischer Bildungsprozesse. In *(Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung*, von Bettina Kleiner und Nadine Rose (Hrsg), 21-33. Opladen: Budrich, 2014.
- Landweer, Hilge. Fühlen Männer anders? Zur Konstruktion von Geschlecht durch Gefühle. In *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*, von Silvia Stoller und Helmuth Vetter (Hrsg), 249-273. Wien: Universitätsverlag, 1997.
- Lind, Inken. *Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick*. Bielefeld: Kleine Verlag, 2004.
- Maurer, Susanne. Das "weibliche akademische Subjekt" – eine Forschungsnotiz. In *Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte*, von Edith Glaser und Sabine Andresen (Hrsg), 129-136. Opladen: Budrich, 2009.
- Merton, Robert. Die normative Struktur der Wissenschaft. In *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*, von Robert Merton (Hg), 86-99. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.
- Pasero, Ursula, und Lutz Ohlendieck. Gender Trouble im Wissenschaftssystem: Europäische Beispiele - Probleme der Beobachtung. In *Gleichstellung in der Forschung - Organisationspraktiken und politische Strategien*, von Hildegard Matthies (Hg), 33-47. Berlin: Sigma, 2003.
- Peirce, Charles Sanders. *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Herausgegeben von Karl-Otto Apel*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976.
- Rhoton, Laura. Distancing as a Gendered Barrier. Understanding Women Scientists' Gender Practices. *Gender & Society Vol. 25 No. 6*, 2011: 696-716.
- Rose, Nadine. *Migration als Bildungsherausforderung. Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien*. Bielefeld: transcript, 2012.
- Rosenthal, Gabriele. *Interpretative Sozialforschung: eine Einführung*. 3. Aufl. Weinheim: Juventa, 2011.
- Schürmann, Ramona. Karrierewunsch trifft Realität. Aufstiegslogiken von Frauen und Männern im akademischen Wissenschaftssystem. *Berliner Debatte Initial 21*, 2017: 133-145.
- Schütz, Alfred, und Thomas Luckmann. *Strukturen der Lebenswelt*. Stuttgart: UTB, 2003.
- Schütze, Fritz. Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, von Martin Kohli und Günther Robert (Hrsg), 78-117. Stuttgart: Metzler, 1984.
- Schütze, Fritz. Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In *Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung*,

- Polizei, politische Erwachsenenbildung*, von Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg), 159-260. München: Fink, 1976.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant, 2008.
- Thoma, Nadja. *Sprachbiographien in der Migrationsgesellschaft*. Bielefeld: Transcript, 2018.
- Thoma, Nadja. *Sprachliche Heterogenität und Bildung in Migrationsgesellschaften : eine rekonstruktive Studie zu Sprachbiographien von Germanistikstudent*innen*. Wien: Hochschulschrift Universität Wien, 2017.
- Thon, Christine. Biografischer Eigensinn - widerständige Subjekte? *Zeitschrift für Pädagogik* 02/2016 , 2016: 185-198.
- Villa, Paula-Irene. Post-Ismen: Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion. In *Geschlechterdifferenzen - Geschlechterdifferenzierungen*, von Sylvia Marlene Wilz (Hg), 199-229. Wiesbaden: VS, 2008.
- Weber, Max. *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. Aufl. besorgt von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr, 1980.
- Winter, Martin. Promovierte auf dem Weg zur Professur. *Böckler Stiftung*. 2016. https://www.boeckler.de/pdf_fof/98535.pdf (Zugriff am 30. 11 2017).

Anhang

Abstract – English version

Various scientific studies and official statistics point to underrepresentation of women* in science, inequalities and a 'drop-out' (summarizing e.g. Engels, 2015) - more details will be given in the first chapter of this Master's Thesis, where an overview of the state of research on the subject is attempted.

The research gap Susanne Maurer pointed out in 2009, is considered the starting point of the Master's thesis, from which a specific research question was worked out. It asks how 'female subjects' in academia can situate themselves, for their strategies of participation in the context of their 'systematic exclusion' and how they reflect 'the academic' itself. She therefore argues that feminist critical studies are needed, which biographically reconstruct the different attempts of, against this background, constructing and authorizing oneself as a 'thinking woman', as an academic woman* (Maurer 2009, 130).

The subject of the work will therefore be biographies of female* scientists, the reconstruction of the subject-forming processes as female* scientists under power- and gender-sensitive perspectives with a special focus on gender constructions. The work thus locates itself in 'bildungswissenschaftliche Geschlechterforschung'.

In the focus of this research project are subject-constituting processes and related gender constructions in the life stories of female* scientists. My scientific interest is directed to the elaboration of dimensions that are significant in the analysis of these processes and constructions.

Methodologically, the work is based on abductive research logic, is influenced by grounded theory methodology, drawing from both biographical and gender research methodologies (mainly concepts from Dausien and Butler) and implemented using a biography-analytical method (Dausien 1996). Biographical-narrative interviews with female* scientists in the post-doctoral phase were collected as material.

Abstract – Deutsche Version

Verschiedene wissenschaftliche Studien und amtliche Statistiken verweisen auf Unterrepräsentanz von Frauen* in der Wissenschaft, Chancenungleichheit und einen 'Drop-Out' (zusammenfassend dazu z.B. Engels, 2015). Einen kurzen Überblick zum Thema gibt das erste Kapitel dieser Masterarbeit.

Die Forschungslücke, auf die Susanne Maurer 2009 hinwies, ist Ausgangspunkt der Masterarbeit, von welchem aus eine spezifische Fragestellung erarbeitet wurde. Sie fragte, wie ‚weibliche Subjekte‘ in der Akademia sich situieren können, nach deren Teilhabestrategien im Kontext ihres ‚systematischen Ausschlusses‘ und wie sie ‚das Akademische‘ reflektieren. Maurer argumentiert, dass feministisch-kritische Studien nötig seien, welche die unterschiedlichen Versuche biographisch rekonstruieren, sich unter den gegebenen Bedingungen als ‚denkende Frau‘ zu erzählen und zu autorisieren. (Maurer 2009, 130)

Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind Biographien von Wissenschaftlerinnen*, die Re-Konstruktion der Subjektbildungsprozesse als Wissenschaftlerinnen* unter macht- und gendersensibler Perspektive mit besonderem Blick auf Geschlechterkonstruktionen. Die Arbeit verortet sich damit in der bildungswissenschaftlichen Geschlechterforschung.

Mein Erkenntnisinteresse richtete sich auf die Herausarbeitung von Dimensionen, die sich in der Analyse der Konstruktionsprozesse als bedeutsam abzeichnen. Methodologisch orientiert sich die Arbeit an abduktiver Forschungslogik, ist angelehnt an Grounded Theory Methodologie und umgesetzt mit Hilfe einer biographieanalytischen Methode (Dausien 1996). Als Material wurden biographisch-narrative Interviews mit Wissenschaftlerinnen* in der Post-Doc-Phase erhoben.

Transkriptionsnotation

IP[1]	Interviewte Person [mit Angabe der Nummer zur Zuordnung, welche nach der Reihenfolge der Erstgespräche vergeben wurde]
JH	Kürzel der Interviewerin
(1)	Anzahl der Sekunden die eine Pause dauert Pause (mit Angabe der Dauer in Sekunden)
-	Kurze Pause (unter einer halben Sekunde)
--	Kurze Pause mit Intonationsänderung
.	Markierung einer fallenden Intonation (Satzende)
?	Frageintonation
<u>Unterstreichu</u> ng	Betonung eines Wortes oder mehrerer Wörter
Wortabbru_	Abbruch innerhalb einer Wortgrenze
/(lachend) Wort/	Notierung einer kommentierten Passage
(lacht)	Kommentare bzw. Anmerkungen zu parasprachlichen, nicht-verbalen oder gesprächsexternen Ergebnissen
//mhm//	Überlappendes Sprechen von Interviewerin und Interviewter Person
Sagt sie „So muss das sein“	Inszenierte bzw. direkte Redewiedergabe, Zitate...
#00:01:00#	Zeitmarker

Groß- und Kleinschreibung: Hauptwörter werden groß geschrieben, ansonsten Kleinschreibung, unabhängig von zB Position im Satz etc.

Diese Transkriptionsrichtlinien wurden angelehnt an Dausien (1996), Klinger (2014) und Thoma (2017) festgelegt, die jeweiligen Vorgehensweisen so adaptiert und zusammengestellt wie sie mir für meine Zwecke funktional erscheinen. („Ökonomieregel“)